

DIGITALES ARCHIV

ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft
ZBW – Leibniz Information Centre for Economics

Speich, Mark (Ed.)

Book

Bitte wenden : ein Buch über Abbruch und Umwege in Studium und Ausbildung

Provided in Cooperation with:

ZBW OAS

Reference: (2015). Bitte wenden : ein Buch über Abbruch und Umwege in Studium und Ausbildung. Hamburg : Tempus Corporate GmbH.

This Version is available at:

<http://hdl.handle.net/11159/943>

Kontakt/Contact

ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft/Leibniz Information Centre for Economics
Düsternbrooker Weg 120
24105 Kiel (Germany)
E-Mail: [rights\[at\]zbw.eu](mailto:rights[at]zbw.eu)
<https://www.zbw.eu/>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Dieses Dokument darf zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Sofern für das Dokument eine Open-Content-Lizenz verwendet wurde, so gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der Lizenz gewährten Nutzungsrechte. Alle auf diesem Vorblatt angegebenen Informationen einschließlich der Rechteinformationen (z.B. Nennung einer Creative Commons Lizenz) wurden automatisch generiert und müssen durch Nutzer:innen vor einer Nachnutzung sorgfältig überprüft werden. Die Lizenzangaben stammen aus Publikationsmetadaten und können Fehler oder Ungenauigkeiten enthalten.

<https://savearchive.zbw.eu/termsfuse>

Terms of use:

This document may be saved and copied for your personal and scholarly purposes. You are not to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public. If the document is made available under a Creative Commons Licence you may exercise further usage rights as specified in the licence. All information provided on this publication cover sheet, including copyright details (e.g. indication of a Creative Commons license), was automatically generated and must be carefully reviewed by users prior to reuse. The license information is derived from publication metadata and may contain errors or inaccuracies.

*BITTE
WENDEN*

Herausgegeben von der
Vodafone Stiftung Deutschland

*BITTE
WENDEN*

Wir danken den Studierenden der Deutschen Journalistenschule in München, die die hier veröffentlichten Texte geschrieben haben (siehe Autorenverzeichnis) sowie der Grafikerin Jessy Asmus für die begleitenden Illustrationen. Zugleich gilt unser Dank der Deutschen Journalistenschule und ihrem Leiter Jörg Sadrozinski sowie dem Dozenten Chris Bleher, ohne die die Entstehung dieses Buches nicht möglich gewesen wäre.

BITTE WENDEN

*Ein Buch über Abbruch
und Umwege
in Studium und
Ausbildung*

DIE GESCHICHTEN HINTER DER STATISTIK ERZÄHLEN

Zur Idee dieses Buches

Rund ein Viertel aller jungen Menschen bricht seine Ausbildung oder sein Studium ab – so der Durchschnittswert aus dem aktuellen Nationalen Bildungsbericht der Bundesregierung: Bei den Auszubildenden werden durchschnittlich 22 Prozent aller Verträge innerhalb der ersten zwei Jahre aufgelöst, bei den Studierenden beenden 28 Prozent vorzeitig ihr Bachelorstudium. Natürlich führt nicht jeder Abbruch zu einem gescheiterten Lebensweg. Aber die erstaunlich hohe Zahl sollten wir auch nicht einfach ignorieren. Zumal: Wenn man sich die Zahlen genauer ansieht, wird deutlich, dass sich hier die sozialen Ungleichheiten fortsetzen, die auch sonst im deutschen Bildungssystem immer wieder zu finden sind. Jugendliche aus benachteiligten Elternhäusern sind nicht nur überproportional schlechter in der Schule als ihre Klassenkameraden aus bessergestellten Familien, sondern brechen im Durchschnitt auch häufiger ihre Ausbildung ab. Deshalb hat die Vodafone Stiftung Deutschland, die sich für die Verbesserung der Chancen auf Bildung und sozialen Aufstieg engagiert, dieses Thema aufgegriffen.

Wir wollten das Problem der hohen Abbrecherquoten besser verstehen und stärker bekanntmachen. Hierfür ist es zunächst wichtig, die Geschichten hinter den offiziellen Statistiken zu finden und zu erzählen. Dies wiederum ist die Leidenschaft der Studierenden der Deutschen Journalistenschule (DJS) in München. Nachdem wir bereits im vergangenen Jahr sehr erfolgreich mit der DJS kooperiert hatten, haben wir nun den Studierenden der aktuellen Masterklasse dieses Thema gestellt. Sie haben sich sofort darauf gestürzt – mit viel Energie, kritischer Schärfe sowie der nötigen Spur publizistischen Witzes – und sind losgezogen, um der großen Zahl der Studien- und Ausbildungsabbrecher auf den Grund zu gehen.

Die Geschichten, die sie gefunden haben, zeigen, dass es eben nicht nur die Schuld der einzelnen Jugendlichen ist, wenn sie sich auf ihrem Weg durch Studium und Ausbildung verfahren, sondern es existieren auch große Defizite im Verkehrsleitsystem des Bildungswesens. Wenn ein junger Mensch eine Lehrstelle oder einen Studienplatz bekommen hat, heißt es eben noch lange nicht, dass er es auf die Autobahn des Bildungswesens geschafft hat und automatisch das (richtige) Ziel erreichen wird. Vielmehr gilt es, allen Jugendlichen künftig noch stärker zu helfen, gleich die richtige Auffahrt zu finden, und diejenigen, die wieder abfahren wollen, dabei zu unterstützen, schnellstmöglich die Route zu nehmen, die für sie die beste ist.

Dr. Mark Speich
Geschäftsführer
Vodafone Stiftung Deutschland

Sebastian Gallander
Leiter Thinktank
Vodafone Stiftung Deutschland

INHALT

- 4 **Die Geschichten hinter der Statistik erzählen**
Zur Idee dieses Buches
- 8 **Editorial**
Mirijam Trunk und Esther Diestelmann

FALSCH ABGEBOGEN – WARUM EINE FAHRT MANCHMAL SCHNELLER BEENDET IST ALS GEDACHT

- 14 **Berufsorakel**
- 17 **Hinter den Quoten**
Mirijam Trunk und Johannes Kirchmeier
- 25 **„Abbruch ist keine Krankheit“**
Yannic Hannebohn
- 29 **Die zwei Seiten des Abbruchs**
Johannes Kirchmeier und Caspar von Au
- 37 **Die Pflicht zum Glücklichein**
Ines Lutz
- 43 **„Der Schulabschluss ist mir egal“**
Bastian Hosan

DIE ROUTE RICHTIG PLANEN – WAS MAN MACHEN KANN, UM GUT ANS ZIEL ZU KOMMEN

- 51 **Vielleicht Fischwirt**
Christoph Farkas
- 59 **Zukunft bauen**
Mirijam Trunk
- 65 **Testlauf**
Dorothea Wagner
- 73 **In zwölf Fragen zum Traumberuf**
Caspar von Au
- 77 **Stigma Schule**
Alice Hasters
- 83 **Die Rettungsrentner**
Esther Diestelmann und Philipp Kosak

WENDEN UND GAS GEBEN – WIE ES NACH EINEM UNGEPLANTEN STOPP WEITERGEHT

- 93 **Flo plant um**
Moritz Stadler
- 99 **Selbstmord oder Klinik**
Elfi Heinke
- 105 **Die Sache mit der Bürokratie**
Mirijam Trunk
- 109 **„Wir haben eine schlechte Fehlerkultur“**
Bastian Hosan
- 115 **Abbrechertypen aus Literatur und Film**
- 120 **„Wir geben den Leuten eine zweite Chance“**
Anna Reuß
- 123 **Ausbildung oder Gesundheit**
Caspar von Au
- 127 **„Alle denken, du bist ein Vollversager“**
Margarethe Gallersdörfer

Editorial

Abgebrochen hat jeder schon mal. Ein Projekt in der Schule, eine Freundschaft, eine Ausbildung. Das Leben ist zwar eine Einbahnstraße, doch die verläuft selten gerade. Ein Abbruch heißt: Vollbremsung, aussteigen, umschauen. Bald wird man feststellen, dass es abseits der eingeschlagenen Route auch noch andere Wege gibt. Aber auch, dass auf jedem Weg Hindernisse zu bewältigen sind.

Trotzdem ist es unangenehm, den begonnenen Pfad zu verlassen und in eine unbekannte Richtung abzubiegen: Für denjenigen, der abbricht, und auch für diejenigen, die daran beteiligt sind. Wer ist schuld? Wer hat hier wen gezwungen, anzuhalten?

In der öffentlichen Meinung ist Abbruch selten „sinnvoll“, „richtig“ oder gar „notwendig“. Gerade in Deutschland ist Abbruch gleich Scheitern – ein dunkler Fleck, ein Makel. Das haben wir bei der Recherche oft genug gemerkt. Auf seine Interviewanfrage erhielt ein Redakteur die Antwort: „Seien Sie sich darüber bewusst, dass nur einer von hundert Abbrechern darüber sprechen möchte.“ Die meisten schämen sich für die „Lücke im Lebenslauf“.

Weil Abbruch auch ein Wirtschaftsfaktor ist, gibt es verschiedene Präventionsprogramme, die verhindern sollen, dass Menschen unüberlegt eine andere Route einschlagen. Was sich nicht ändern lässt, ist: Nicht alle

Menschen haben die gleichen Startbedingungen. Manche fahren mit Navigationssystem und Airbags in Richtung Beruf, andere trampen oder nehmen Umwege. Viele scheitern am System, weil sie die Anforderungen nicht erfüllen können. Manche Menschen haben Beifahrer, die sie unterstützen, andere fahren allein.

Scheitern ist oft auch der Ausgangspunkt für Helden Geschichten, vor allem in der Literatur. Der Gescheiterte ist hier der Underdog, der sich nach oben kämpft. Geschichten, die auch im wahren Leben begeistern. Thomas Fischer, der als Schul- und Studienabbrecher heute Vorsitzender Richter des Bundesgerichtshofs ist, blieb im Interview trotzdem bescheiden: „In Wahrheit hängt vieles auch vom Zufall ab, und es besteht selbstverständlich auch das Risiko, dass es schief geht. Wären drei oder vier Entscheidungen von anderen Menschen anders ausgefallen, hätte mein Lebenslauf auch ungünstig verlaufen können.“

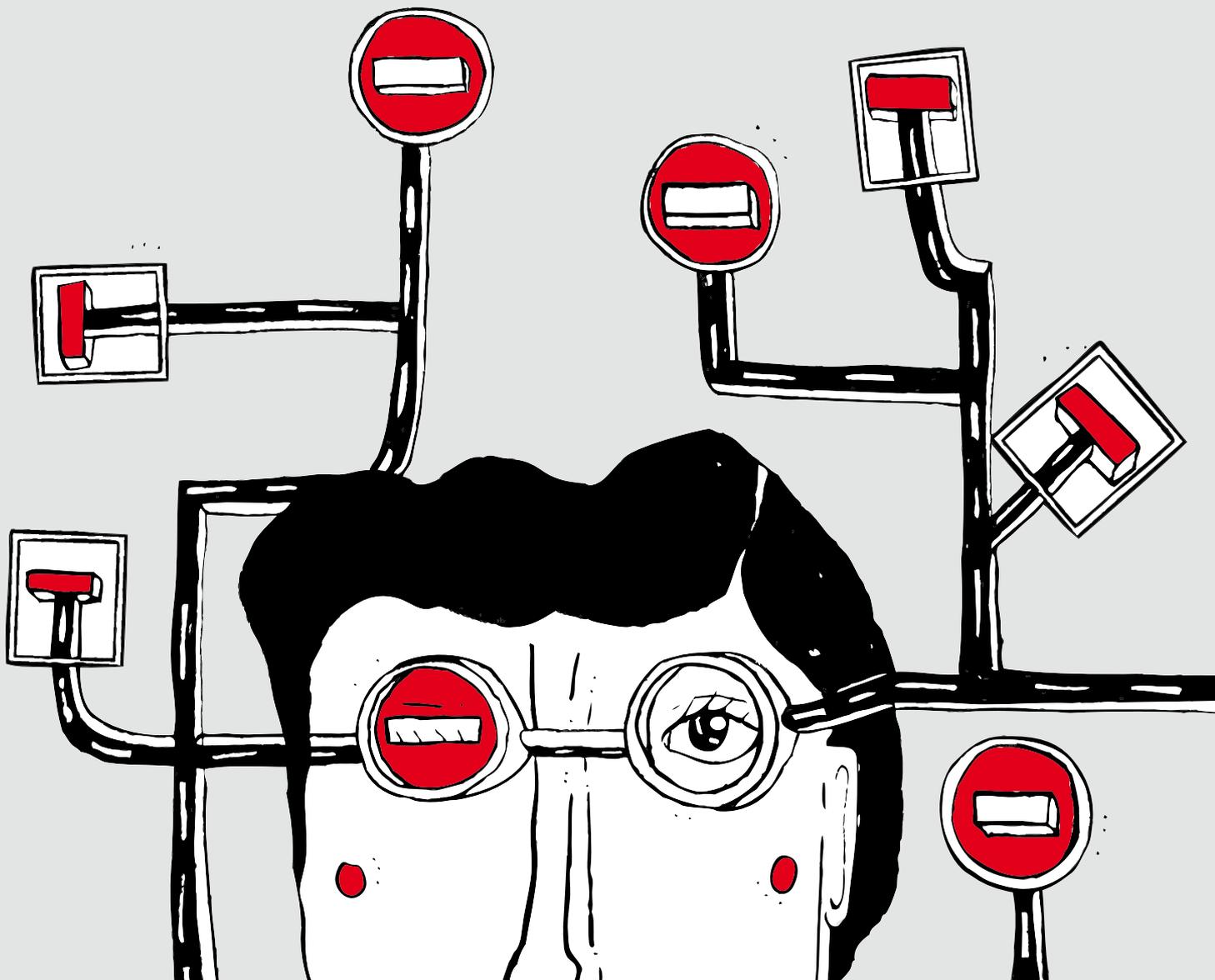
Der Grat zwischen Scheitern und Erfolg ist schmal. Die Einordnung des Abbruchs bestimmt das Selbstbild des Abbrechers. Resigniere ich, oder gehe ich weiter? Bestätigung von außen hilft. Doch die Scham, ein „Abbrecher“ zu sein, egal wovon, bleibt meist für immer. Das Ziel wurde nicht erreicht – ob es das richtige war, interessiert niemanden. Und wer fährt nicht gerne über die Ziellinie und erntet den Applaus?

Die Geschichten in diesem Buch sollen den Zahlen ein Gesicht geben und das Tabuthema einordnen. Für keinen der Abbrecher, die uns begegnet sind, war der Abbruch eine Sackgasse.

Mirijam Trunk und Esther Diestelmann

*FALSCH
ABGEBOGEN*

*WARUM EINE
FAHRT
MANCHMAL
SCHNELLER
BEENDET IST
ALS GEDACHT*



BERUFSORAKEL

DJSler beim Berufsberater

Als der Computer im Berufsinformationszentrum (BIZ) „Steinmetz“ als perfekten Beruf für mich ausspuckte, habe ich als erstes an meine kleine Schale aus dem Kunstunterricht gedacht. Unsere Lehrerin hatte uns gezeigt, wie man eine runde, glatte Schale aus Ton formen kann. Mir hat das viel Spaß gemacht, und ich habe hart daran gearbeitet. Leider war die Tonschale das Hässlichste, was ich je erschaffen hatte: schief, dellig, und sie fiel andauernd um. Der BIZ-Test fragt danach, was einem Spaß macht. In was man gut ist, sollte er vielleicht auch fragen.

Alice Hasters

Mein erster Chef war ein Idol, wallendes graues Haar, Rennrad, belesene Blässe, Pfeife. Ein Buchhändler, bei dem ich mit 14 oder 15 in den Ferien arbeitete. Als ich vor dem Abitur meinem Berufsberater davon erzählte, war er kaum davon abzubringen, dass ich Buchhandel in Leipzig studieren sollte. Bedingung: noch ein Praktikum im Buchladen, sechs Wochen Bücher aus Kisten packen, registrieren, von hier nach da schleppen. Am Ende bekam ich einen 30€-Büchergutschein. Den Studienplatz habe ich nicht bekommen.

Christoph Farkas

Ich gehe gerne raus, ich mag Wälder. Da ist es ruhig. Als ich das, damals noch als Realschüler, meinem Berufsberater erzählte, war die Sache für ihn klar: „Du wirst Forstwirt“, sagte er. Ich habe mich danach mit diesem Beruf auseinan-

dergesetzt und mich informiert. Klar, das klang alles sehr interessant. Nach dem Abitur aber sah die Sache schon anders aus. Da wusste ich, ich wollte Geschichte studieren – im Wald gehe ich lieber spazieren.

Bastian Hosan

Bist du kreativ? Ja. Möchtest du gerne mit Menschen arbeiten? Ja. – Der Computer im Berufsinformationszentrum legte mir mit 14 Jahren nahe, Friseurin zu werden. Danach kamen Abitur, Studium, Journalistenschule. Was der Arbeitsamt-Vorschlag und der tatsächliche Beruf gemeinsam haben, ist die schlechte Bezahlung. Es gibt noch mehr Gemeinsamkeiten: ein offenes Ohr für die Probleme anderer, organisierte Terminplanung, und man muss wissen, wie der jüngste Nachwuchs der Royals heißt. Der Computer hat meine Stärken jedenfalls präzise erkannt. Ich bleibe trotzdem lieber Journalistin.

Anna Reuß

Ich finde Hunde süß – aus der Ferne. Wenn mir ein Hund entgegenkommt, lächle ich ihn an und wechsele die Straßenseite. Hunde haben wirklich große Zähne. Entsprechend überrascht war ich, dass ich laut BIZ-Test Hundestaffel-Führerin werden sollte. Manchmal wünsche ich mir, dass ich die Ausbildung gemacht hätte. Irgendwann wäre die Angst schon weggegangen. Dann hätte ich mir einen Mops kaufen und ihm ein Karotuch umbinden können, damit er abenteuerlustig aussieht. Dem Beruf selbst traure ich aber nicht hinterher.

Dorothea Wagner

49,4% der
Ausbildungsverträge
von Kochlehrlingen
werden gelöst.

3,7% der
Ausbildungsverträge
von Verwaltungsfach-
angestellten werden
gelöst.

HINTER DEN QUOTEN

Ausbildung ist nicht gleich Ausbildung. Der Berufsalltag eines Koch-Anwärters im Vergleich zum Alltag einer angehenden Verwaltungsfachangestellten.

Die Ausbildung zum Koch

Von Mirijam Trunk

Eigentlich arbeitet Frank immer. Er arbeitet abends und am Wochenende, wenn alle anderen frei haben. Er arbeitet vormittags und mittags, wenn alle anderen auch arbeiten. Wenn er abends die Tür zu seiner WG aufschließt, ist es meist ruhig – die anderen schlafen, oder sie sind im Club unterwegs.

Frank hat sich daran gewöhnt. Er macht eine Ausbildung zum Koch, steht kurz vor dem Abschluss. Normalerweise dauert eine Kochausbildung drei Jahre, Frank konnte auf zwei Jahre verkürzen, weil er Abitur hat. Als er mit 20 Jahren angefangen hat, waren 50 Kochlehrlinge in seiner Berufsschulklasse. Heute sind sie noch 35. Die anderen 15 haben abgebrochen, sie sind gescheitert an einer der Hürden des Ausbildungsberufs Koch.

Die Abbrecher waren Abiturienten und Hauptschüler, die meisten waren jünger als Frank. Viele Kochlehrlinge brechen die Ausbildung gleich in den ersten Monaten ab. „Der Grund dafür ist die menschliche

Komponente: Man muss seinen Rhythmus ändern“, erklärt Alexander Grüner, Geschäftsführer des Bamberger Restaurants „Eckerts“, wo auch Frank seine Ausbildung macht. Viele unterschätzen diese Belastung und auch die Abstriche, die sie für den Lehrberuf machen müssen. Das fängt bei den Arbeitszeiten an: Die sind von 9 bis 14 Uhr

Viele unterschätzen die Belastung und auch die Abstriche, die sie für den Lehrberuf machen müssen.

für das Mittagsgeschäft und von 17 bis 22 Uhr für den Abendbetrieb. Meist müssen Lehrlinge auch an Feiertagen, an Weihnachten und an Silvester arbeiten. Oft fehle die Unterstützung der Eltern und Freunde für die Ausbildung zum Koch, hat Grüner festgestellt, das senke natürlich auch die Motivation der

Lehrlinge. Dazu kommt die körperliche Belastung: „Die Auszubildenden erfahren gleich am Anfang ein körperliches Tief. In der Küche ist viel Bewegung, das ermüdet relativ schnell“, sagt Grüner.

Ein weiterer Punkt ist der Leistungsdruck, unter dem Kochlehrlinge stehen. In der Küche gibt es eine Hierarchie – und jeder Lehrling fängt ganz unten an. „Im ersten Lehrjahr muss man viel putzen und Kartoffeln schälen“, erzählt Frank. Später durfte er kleinere Gerichte – wie Salate und Beilagen – dann Suppen und irgendwann Fisch und Fleisch zubereiten. „Egal welche Tätigkeit, man steht immer unter einem enormen Leistungsdruck“, erklärt er. „Das ist wie bei einem Fußballspiel. Man bereitet sich vor, und wenn das Spiel dann da ist, muss alles passen. Und danach kommt schon wieder die nächste Vorbereitung.“

Die Kochlehrlinge wechseln zwischen Putzen und Pauken: Zwei Tage die Woche verbringen sie in der Berufsschule. Dort beschäftigen sie sich mit Saison-

Lehre, lernen die Eigenarten von verschiedenen Lebensmitteln kennen und werden in die Theorie der Menügestaltung eingeweiht. „Diese vielen Komponenten zu verinnerlichen, erfordert schon ein hohes Maß an Ehrgeiz und Konzentration“, sagt Ausbilder Grüner. An der Berufsschule werden die Lehrlinge mit ihren Sorgen und Zweifeln nicht immer aufgefangen. „Ein paar von unseren Praxislehrern waren selbst Gastronomen, die mit ihren eigenen Betrieben gescheitert sind. Das waren nicht zwangsläufig gute Lehrer“, erinnert sich Frank an seine Berufsschulzeit. „Andere haben resigniert, weil viele Schüler nicht wirklich Lust auf die Ausbildung hatten.“

Entscheidend für den Erfolg ist auch die Zahl der Ausbilder, die für einen Lehrling zuständig sind. „In manchen Küchen kommen auf einen Ausbilder drei oder vier Auszubildende. Die werden einfach als billige Arbeitskräfte degradiert und ausgenutzt“, sagt Grüner. Frank erzählt von Mitschülern, die mehr als 60 Stunden die Woche arbeiten mussten. Erlaubt sind 40. Das Gehalt schreibt die zuständige IHK vor – im ersten Lehrjahr sind es knapp 700 Euro pro Monat, im dritten Lehrjahr knapp 1.000 Euro.

In diesem Jahr ist die Bewerberlage für den Ausbildungsberuf Koch gut, sagt Alex Grüner. Ein gutes Signal nach mehreren schwachen Jahrgängen. „Man muss von vornherein klar darlegen, um was es geht. Das beugt falschen Erwartungen vor“, sagt er. Frank erzählt, viele der 15 Abbrecher „haben nur die Kochausbildung angefangen, weil sie nicht wussten, was sie sonst machen sollen. Und dann haben sie gemerkt, wie hart das ist und dass das doch nichts für sie ist.“ Entscheidend ist: Wenn sich Vorstellungen und Realität der Ausbildung decken, verläuft auch die Lehre zum Koch erfolgreich.



Die Ausbildung zur Verwaltungsfachangestellten

Von Johannes Kirchmeier

Gamze Yakut kocht auch gerne – aber in ihrer Freizeit. Tagsüber arbeitet sie bei der Stadt München als Auszubildende zur Verwaltungsfachangestellten. Wenn die 23-Jährige abends nach Hause kommt, hat sie noch genug Kraft für einen Einkaufsbummel, eine Runde im Fitnessstudio oder ein paar Bahnen im Schwimmbad. „Ich habe mich bei meiner Ausbildung noch nie körperlich überlastet gefühlt“, erzählt sie.

Ganzes Arbeitstag beginnt um 6.30 Uhr in der Verwaltung des Jüdischen Museums. Den frühen Start hat sie sich – der Gleitzeit sei Dank – selbst aussuchen können. Ihre Kollegen waren ganz schön überrascht, wie motiviert die Auszubildende in den Tag startet. Fast immer ist sie morgens die Erste in ihrer Abteilung und kümmert sich dann erst mal um die Post. Die Aufgaben, die danach zu tun sind, unterscheiden sich von Tag zu Tag. Mal muss sie eine Pressekonferenz organisieren, dann Flyer an Kunden hinaus schicken oder sich um die Reisekostenabrechnungen kümmern. „Die Auszubildenden sollten aufgeschlossen und an vielen Themen interessiert sein“, stellt die Verwaltungsleiterin Martina Siebels klar, „denn ihre Tätigkeiten hier bei uns im Jüdischen Museum sind breit gefächert.“

Die Konstante: Von 12 Uhr bis 12.30 Uhr ist Mittagspause. Und spätestens um 16 Uhr ist der Arbeitstag vorbei. Die Wochenenden bleiben frei – mit ein paar Ausnahmen: Gamze präsentiert ihren Beruf ab und zu freiwillig auf Messen. Sie wirkt selbstsicher, gefestigt und reflektiert – und scheint damit der ideale Tippgeber für einen Ausbildungsplatz bei der Stadt München zu sein.

Dort hat sie sich nach der Mittleren Reife gegen viele Mitbewerber durchgesetzt. Auf eine Stelle kamen damals elf Bewerbungen. Gamze überzeugte mit ihrer offenen Art und guten Noten. Inzwischen ist sie im zweiten Lehrjahr. Mit etwa 800 Euro im Monat hat sie angefangen, im dritten Lehrjahr steigert sich der Lohn auf mehr als 900 Euro.

Bevor im September 2013 die Ausbildung begann, organisierte die Stadt einen Kennenlern-Tag. Alle neuen Azubis kamen zu einem gemeinsamen Essen zusammen und wurden anschließend durch München geführt. „An diesem Tag standen zwei, drei Mitschüler auf der

Liste, die nicht erschienen sind“, erinnert sich Gamze. Sie vermutet, dass die beiden kurzfristig andere Ausbildungsplätze bekommen haben. Ansonsten hat sie bislang nur einen „richtigen“ Ausbildungsabbruch in der Berufsschule erlebt: „Eine Mitschülerin musste aus persönlichen Gründen abbrechen. Sie hat aber ein Jahr später wieder neu angefangen.“ Auch die Verwaltungsleiterin Martina Siebels hat in ihrer Zeit bei der Stadt noch keinen Ausbildungsabbruch erlebt.

Was vielleicht auch an den gemeinsamen Feedbackrunden liegt. Außerdem sprechen die Chefin und die Auszubildende viel miteinander, die Wege sind kurz. Ihre Büros liegen direkt nebeneinander, schon der Weg zur Kaffeemaschine ist der gleiche. „Ich finde es toll, dass ich immer Fragen stellen kann, falls ich einmal etwas nicht verstehe“, sagt Gamze. Bislang habe sie in ihrer Ausbildung aber noch keine richtigen Probleme gehabt. Ebenso wenig an der Berufsschule. Die Anforderungen dort sind eng verzahnt mit dem Job. Im Blockunterricht werden die angehenden Verwaltungsfachangestellten auf ihre Tätigkeiten vorbereitet. Ein bis zwei Monate pauken sie, dann arbeiten sie wieder bei der Stadt. Alles in allem sei die Schule locker zu bewältigen, findet Gamze.

Das Jüdische Museum ist die vierte Station ihrer Ausbildung bei der Stadt. Vor ihrer Tätigkeit am Museum arbeitete Gamze bereits in einem Schulsekretariat, half bei den Kommunalwahlen 2014, bei der Stadtplanung sowie der Bauordnung. Die Stadt schickt jeden Azubi in verschiedene Referate. „Das ist gut, weil man so schon während der Ausbildung mehrere Bereiche kennenlernt. Man kann dann am Ende besser entscheiden, wo man später hinmöchte“, sagt Gamze; denn nach der Lehre bekommt jeder Auszubildende seinen Platz. Die Stadt München garantiert ihren Azubis die Übernahme.

Auf eine Stelle kamen elf Bewerbungen. Gamze überzeugte mit ihrer offenen Art und guten Noten. Ihr Arbeitgeber garantiert ihr die Übernahme.

*Die kleinste Abbruchquote hat die Medizin, nur **8 %** der Studienanfänger verzichten darauf, ihr Staatsexamen zu beenden. Statistischer Gegenpol ist Mathematik mit **47 %** Studienabbrechern an Universitäten und Fachhochschulen.*

FAQ

„ABBRUCH IST KEINE KRANKHEIT“

Der promovierte Soziologe Ulrich Heublein ist Bildungsforscher am Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW). Die Einrichtung erhebt im Auftrag des Bundesbildungsministeriums die Quote der Studienabbrecher.

INTERVIEW: Yannic Hannebohn

Wer ist laut Definition Studienabbrecher?

Der Begriff wird leider sehr schillernd gebraucht. Unter Studienabbrechern werden schnell auch Wechsler verstanden, also Studierende, welche die Hochschule oder das Studienfach wechseln. Für uns ist das kein Abbruch. Studienabbruch ist das endgültige Verlassen des Hochschulsystems ohne Abschluss.

Was sind häufige Gründe, ein Studium abzubrechen?

Zu den wichtigsten Gründen für den Studienabbruch zählen zu hohe Anforderungen, nachlassende Motivation oder auch Geldprobleme. Vor allem die Abbrecher aus Demotivation waren oft nicht in der Lage, das für sie passende Studium zu wählen. Bewerber brauchen für die Fachwahl mehr als nur Informationen, sie sollten sich mit dem Inhalt des Studiums konkret beschäftigen. Sie sollten ausprobieren, ob ihre Vorstellungen von dem Fach mit der Wirklichkeit übereinstimmen und ob sie die Anforderungen des Studiums erfüllen können.

Bei den Studienanfängern der Bachelor-Jahrgänge 2008 und 2009 lag die Studienabbruch-Quote an Universitäten bei 33 Prozent und an Fachhochschulen bei 23 Prozent. Warum gibt es an Fachhochschulen eine geringere Abbruchquote als an Universitäten?

Das hat hauptsächlich zwei Gründe. Erstens helfen die Fachhochschulen besser beim Studieneinstieg, und die Fächer dort haben stärkeren Praxisbezug. Zweitens ergibt sich die niedrigere Quote auch aus ihrem Fächerprofil: Wirtschaftswissenschaften und Sozialpädagogik haben traditionell sehr niedrige Abbruchquoten. Andere Disziplinen, wie die Ingenieurwissenschaften oder die Informatik, unterscheiden sich in der Quote, wenn überhaupt, nur wenig von den Universitäten.

Wie kann man Studienabbruch verhindern?

Ein allgemeines Rezept gibt es nicht. Die Ursachen und der Umfang von Abbrüchen sind zwischen den Fächern zu unterschiedlich. Deswegen sollten die Gegenmaßnahmen vor und während des Studiums dem jeweiligen Fach angepasst werden. Zum Beispiel müssten sich die Maschinenbauer fragen: Kriegen wir die Studierenden, die wir brauchen, oder haben wir viele Wackelkandidaten? Und was muss getan werden, um diese Bewerber auf ein Studium vorzubereiten?

Kann es sein, dass in Zukunft mit Abbrechern kalkuliert wird, weil die Unis immer mehr Studenten aufnehmen müssen?

Das ist eine systemische Frage. Mit einem höheren Anteil der Studierenden pro Jahrgang wird sich das Studium verändern, wenn nicht das ganze Hochschulsystem. Es könnte sein, dass dann Bachelor-Absolventen immer mehr Aufgaben übernehmen, die vorher von Facharbeitern wahrgenommen wurden. Damit würden natürlich auch die Ansprüche an die Arbeit von Facharbeitern steigen.

Kann man die Kosten eines Abbruchs berechnen?

Beim Abbruch geht es natürlich auch um Ressourcenverbrauch. Aber ich bin sehr skeptisch, denn ich sehe keine Möglichkeit, solche Kosten zu berechnen. Wenn sich jemand nach zwei Semestern für eine Berufsausbildung entscheidet, war sein Studium nicht vergebens. Die Kompetenzen, die er im Studium erworben hat, kann er in der Ausbildung wie auch in der späteren Berufstätigkeit anwenden.

Wie wird sich die Abbruchquote in der Zukunft entwickeln?

Das hängt von zu vielen Faktoren ab und kann nicht vorausgesagt werden.

Warum braucht man eine Studienabbruch-Statistik?

Es gibt ein legitimes Interesse der Gesellschaft, zu sehen, inwiefern Bildungsinvestitionen erfolgreich sind oder nicht. Für die Leistungsfähigkeit eines Systems ist es wesentlich, in welchem Umfang die Studierenden auch zum Studienerfolg kommen. Unsere Studien fragen nach Ressourcen, nicht nur den gesellschaftlichen, sondern auch nach den Ressourcen des Einzelnen – wie seiner kostbaren Lebenszeit.

Hat Studienabbruch auch eine positive Seite?

Individuell gesehen ist Studienabbruch natürlich zunächst eine Niederlage. Man hat etwas vorgehabt und dieses Ziel nicht erreicht. Häufig werden Abbrüche aber auch als Entlastung erlebt: Man verabschiedet sich von einem Ziel, das sich als unrealistisch erwiesen hat. Gesellschaftlich gesehen ist Studienabbruch keine Krankheit oder anormal. Er ist das Resultat einer notwendigen Flexibilität im Bildungssystem, in dem man Neu- und Umorientierungen zulassen sollte. Fehlentscheidungen gehören zum Leben dazu.

*Etwa **22 %** der Aus-
bildungsverträge werden
innerhalb der ersten zwei
Jahre gelöst. Die IHK
Oberfranken betreut
derzeit rund **20.000**
Ausbildungsbetriebe,
die Abbruchquote liegt dort
bei **10 bis 13 %**.
Nur eine Abbrecherin war
bereit, mit uns zu sprechen.*

DIE ZWEI SEITEN DES ABBRUCHS

Irina Jäger hat ihre Ausbildung in einem oberfränkischen IT-Betrieb abgebrochen. Heribert Trunk ist Präsident der Industrie- und Handelskammer (IHK) Oberfranken. Als Geschäftsführer der BI-LOG Service Group GmbH in Bamberg bildet er seit über 20 Jahren aus, unter anderem auch IT-Berufe. Die beiden haben das Thema Ausbildungsabbruch von unterschiedlichen Seiten erlebt. Im Interview sprechen sie über ihre Erfahrungen und mögliche Gründe für die hohe Vertragslösungsquote in Deutschland.*

INTERVIEWS: Johannes Kirchmeier
und Caspar von Au

Irina Jäger: „Es war reine Schikane“

Frau Jäger, Sie haben Ihre erste Ausbildung abgebrochen. Wenn wir Ihre Eltern wären, würden wir Sie fragen: „Haben Sie sich das auch gut überlegt?“

Ja, das habe ich. Ich war insgesamt eineinhalb Jahre bei der Firma, und die Zustände dort wurden einfach immer schlimmer. Das Fass ist für mich übergelaufen, als ich zunächst meinen Urlaub genehmigt bekam, eine Reise buchte und mir dann zwei Tage später der Urlaub wieder gestrichen wurde. Danach habe ich gekündigt.

Wäre das ohne diesen Vorfall nicht passiert?

Doch. Ich war die ganze Zeit drauf und dran zu kündigen. Aus dem Vorfall wurde dann sogar ein Rechtsstreit mit meinem damaligen Arbeitgeber.

Da scheint ja einiges schief gelaufen zu sein.

Vor allem das Treatment – also wie sie mit mir als Auszubildender umgegangen sind. Die Firma war relativ klein. Der zuständige Ausbilder war der Chef. Der war jedoch nie da, sondern dauernd auf Kundengesprächen. Einige ältere Mitarbeiterinnen hatten eine große Freude an Intrigen – vor allem gegenüber uns Azubis: Ich hatte die tolle Aufgabe, den Müll rauszubringen, und als einzige Azubine durfte ich zusätzlich täglich Geschirrdienst machen. Das war reine Schikane.

Wenn der Chef nie da war, wer hat Sie dann während der Ausbildung betreut?

Ich war damals im Support. Eigentlich hatte nur der Supportleiter mitbekommen, was ich als Auszubildende für Aufgaben hatte. Weil der aber selbst so viel Stress hatte, konnte er auch nicht immer weiterhelfen.

Das Arbeitsklima kann also nicht das beste gewesen sein.

Nein, das war nicht so toll. Die Mitarbeiter haben im Büro geraucht – und als Nichtraucherin musste ich das den ganzen Tag einatmen. Außerdem herrschte in dem Betrieb ein ständiges Kommen und Gehen. In meinem ersten Jahr sind drei Leute dazugekommen, und fünf oder sechs haben gekündigt.

Auch andere Auszubildende?

Eine Bürokauffrau ist relativ bald zu einem anderen Betrieb gewechselt, weil sie in der Personalabteilung gearbeitet hat. Die war den ständigen Launen der Mitarbeiterinnen in der Abteilung ausgesetzt. Das hat sie irgendwann einfach nicht mehr ausgehalten.

Haben Sie wenigstens fachlich von der Ausbildung profitiert?

Nicht wirklich. Ich habe nur eine Basis-Schulung über die Systeme der Firma am Anfang bekommen, in den Rest musste mich selbst einarbeiten. Was natürlich am Ende schlecht war, weil ich Kunden mit Problemen nicht direkt weiterhelfen konnte, sondern erst einmal die Programmierer fragen musste. Und die nach mehreren Nachfragen auch irgendwann genervt waren.

Direkt im Anschluss an die Kündigung bei Ihrem alten Betrieb haben Sie eine Lehre bei dem Versandhaus Baur begonnen. Haben Sie sich den neuen Ausbildungsplatz schon vorher gesucht?

Ja. Ich war davor schon bei einer Betreuerin im Arbeitsamt, die ebenfalls schockiert von den Arbeitsbedingungen war. Sie hat auf die Schnelle aber nicht viele Stellen gefunden. Dann habe ich mich bei Baur beworben und bin genommen worden.

Jetzt arbeiten Sie in einem großen Unternehmen, einem Aushängeschild der Region. Wie geht es Ihnen jetzt?

Ich bin sehr zufrieden. Hier bei Baur bekommen wir sehr viele Seminare und Schulungen neben der Berufsschule und der Ausbildung. Gerade im Bereich der MS-Office-Programme hilft uns das weiter. Wir haben hier auch beigebracht bekommen, wie man selbst für Microsoft Excel programmiert.

Was ist in Ihrem neuen Betrieb anders als beim alten?

Bei meinem alten Arbeitgeber war ich nur im Support beschäftigt, jetzt wechseln die Auszubildenden etwa alle sechs Monate die Abteilungen. Ich war dabei schon im Bereich Kreditwesen und Finanzen. Aktuell arbeite ich im E-Commerce, also dem Online-Handel.

Wie kommen Sie mit Ihren neuen Kollegen klar?

Sehr gut. Wenn was ist, kann ich einfach nachfragen. Und jeder antwortet dann supernett. Das Klima ist sehr kollektional und freundlich. Außerdem haben sich auch die Arbeitszeiten zum Positiven verändert: Jetzt kann ich Gleitzeit arbeiten.

Frau Jäger, Hand aufs Herz: Würden Sie noch mal abrechen?

Ja. Bei einer ähnlichen Situation auf jeden Fall. Das heißt: Am besten würde ich da gar nicht mehr anfangen.

* Name von der Redaktion geändert

Heribert Trunk: „Viele wissen nicht, was der Beruf beinhaltet“

Herr Trunk, eine Auszubildende, nennen wir sie Irina Jäger, hat ihre Lehre unter anderem deswegen abgebrochen, weil ihr Chef und Ausbilder fast nie im Betrieb war. Die IHK Oberfranken vertritt rund 20.000 Ausbildungsbetriebe. Wie kommt es zu einem Fall wie dem von Frau Jäger?

Es ist generell im dualen Ausbildungssystem so, dass man eine Ausbildungseignerprüfung machen muss, um nachzuweisen, dass man fachlich in der Lage ist, auszubilden. Was natürlich alles nichts hilft, wenn man nicht da ist. Bei uns in der Region haben mehr als 98 Prozent der Betriebe weniger als zehn Beschäftigte, und da kann es schon vorkommen, dass der Chef nicht da ist. Gerade wenn es ein Unternehmen ist, bei dem viel Kundenkontakt zum Geschäft gehört. Ich glaube auch nicht, dass er nie da war, sondern für die Auszubildende halt wohl zu wenig.

Hat die IHK kein Kontrollsystem, das so etwas verhindert?

Die beste Überprüfung ist meist, sich die Noten der Auszubildenden anzuschauen. Sind diese schlecht, ist die Ausbildung meist ebenfalls schlecht. Das hilft aber bei einem einzigen schwarzen Schaf auch nichts. Ein Riesensystemproblem ist der deutsche Datenschutzwahn. Möglicherweise wissen wir Dinge. Die dürfen wir aber nicht ohne Unterschrift der Betroffenen auswerten. Im vorliegenden Fall bin ich mir nicht sicher, ob der Auszubildenden klar war, was sie lernt

und wie der Betrieb ist, in dem sie ihre Lehre beginnt. Und gerade das scheint ein generelles Problem zu sein. Im Studium haben wir 30 bis 40 Prozent Abbrecher. Fast alle haben erst an der Hochschule gemerkt, dass der eingeschlagene Weg falsch war. Im dualen Ausbildungssystem sind wir bei zehn bis 13 Prozent.

Zum Aufgabenbereich der Auszubildenden in unserem Fall gehörte: Müll rausbringen, Geschirr spülen und Kaffee kochen. Dass sie darauf als angehende Kauffrau nicht vorbereitet war, scheint doch logisch.

Da würde ich mich jetzt nicht verrückt machen. Bei größeren Unternehmen oder auch bei uns bei BI-LOG bringen die Auszubildenden zwar nicht den Müll raus, weil es einen Putzdienst gibt. Aber vielleicht ist das einfach ein kleiner Laden, wo das dazugehört.

Sie würden die Schuld also bei der Auszubildenden suchen? Hat sie die Jobbeschreibung einfach nicht richtig gelesen?

Ich glaube, dass viele danach gehen, was draufsteht, und nicht wissen, was drin ist. Deshalb ist mein Thema immer wieder Praktikum, Praktikum, Praktikum. Erst einmal hingehen, sich den Betrieb 14 Tage oder drei Wochen anschauen und dann überlegen: Will ich das, oder will ich das nicht?

Wie viele Praktika sollte man Ihrer Meinung nach machen?

Jetzt sind wir beim Problem unseres Systems. Gerade wenn es ums Abitur geht – und das ist ja mittlerweile eine Massenerscheinung in unserem Land – ist das Praktikum überhaupt nicht vorgesehen. Es gibt aber zuhauf Abiturienten, die in die berufliche Bildung gehen. Praktika sind aber nahezu nur in Mittelschulen vorgesehen.

Liegt der Fehler im System?

Das Problem ist, dass Schulen zu wenig auf die Praxis zugehen und dass die Unternehmen oft keine Praktikanten

aufnehmen können, weil sie selbst so wenige Beschäftigte haben. Wir müssen also die Wirtschaft und die Schulen näher zusammenbringen.

Und was müsste in der Ausbildung passieren?

Es muss sich eine andere Offenheit bilden. Es muss sowohl vom Unternehmen als auch vom Auszubildenden dokumentiert werden, warum abgebrochen worden ist. Wenn beide es nicht tun, wird sich in den Firmen nichts ändern. Und das ist ein Problem.

Empfinden Sie einen Abbruch grundsätzlich als Scheitern, oder kann er auch eine Chance sein?

Ich habe selbst Scheitern hinter mir. Und ich bin der Meinung, unser Problem in Deutschland ist, dass Abbruch immer negativ besetzt ist. Steve Jobs ist bei Apple in den 80er Jahren vom Hof gejagt worden, und dieses Scheitern hat aus ihm einen genialen Menschen gemacht. Man lernt nur aus seinen eigenen Fehlern. Die Story mit der heißen Herdplatte begreift man auch erst, wenn man drauflangt.

Wenn wir eh alle nur durch die Herdplatte lernen, braucht es dann noch eine Abbruchprävention?

Ich meinte nicht, dass uns nur Scheitern weiterbringt. So nach dem Motto: „Lasst uns alle mal kräftig scheitern!“ Was ich sagen wollte ist: Wir müssen die Leute einfach woanders abholen, sie anders informieren – und das bereits in der Schule. Dort gibt es zwar viel Bulimie-Lernen, die Lebensauglichkeit wird in unserem Bildungssystem aber einfach zu wenig gefördert.

*Von den Jura-Absolventen
des Jahrgangs 2012 haben
22 % das Studium
der Rechtswissenschaften
abgebrochen.*

DIE PFLICHT ZUM GLÜCKLICHSEIN

Etwa 25 Prozent der Jurastudenten brechen ihr Studium ab. Oft hadern sie lange mit dieser Entscheidung. Ihre Eltern wollen, dass sie glücklich sind – und genau das kann zum Problem werden. An der Ludwig-Maximilians-Universität in München hilft der Workshop „Studienabbruch?! Lebensaufbruch?!“ potentiellen Abbrechern dabei, eine Entscheidung zu treffen.

Von Ines Lutz

Juristin zu werden war immer Klaras* Traum. Seit der achten Klasse hat sie sich darauf vorbereitet und verschiedene Praktika gemacht. Jetzt ist sie 19 Jahre alt, hat einen Abiturdurchschnitt von 1,2 und studiert Jura im zweiten Semester. Es könnte sich anfühlen, als wäre das Leben leicht und hell. Doch das tut es nicht. Klara ist unglücklich. Sie weiß nicht, ob sie die Qualen und die Mühen des Jurastudiums wirklich auf sich nehmen will, denn das Studium macht ihr keinen Spaß. Gleichzeitig hat sie Angst, einen Schlussstrich unter die Sache zu ziehen. Sie hatte doch ihren Lebensplan. Einen Abbruch würde sie da als Scheitern empfinden.

Ihre Eltern hatten ihr bei der Studienwahl freie Hand gelassen, nur glücklich soll sie damit werden. Das klingt gut, ist aber gar nicht so einfach. „Meine Eltern

sind auf die Hauptschule gegangen, und aus denen ist auch was geworden“, sagt Klara. „Ich bin stolz auf meine Wurzeln.“ Ihr Vater ist Elektriker, ihre Mutter ist Technikerin für Hauswirtschaft und Ernährung. Klara will ihren Eltern keine Sorgen bereiten – aber wäre sie ohne Jura glücklicher?

Die Entscheidung, das Studium abzubrechen, ist bei den meisten Hochschülern mit großer Furcht behaftet. Das beobachtet auch Andrea Lutz, Studienberaterin und Leiterin des Workshops „Studienabbruch?! Lebensaufbruch?!“ an der Ludwig-Maximilians-Universität

in München. „Angst, Scham und Scheitern. Das sind Begriffe, die Studenten oft im Zusammenhang mit einem Studienabbruch verwenden“, sagt Lutz. „Viele glauben, man darf das nicht. Entscheidungen, die man getroffen hat, müssen perfekt sein. Wir leben in einer Gesellschaft der Machbarkeit.“ Jeder könne alles schaffen. Wenn nicht, dann würde unterstellt, er hätte sich nicht genug angestrengt. Jurastudenten

leiden besonders häufig unter dem Leistungs- und Konkurrenzdruck. Jeder Vierte bricht ab.

Im Workshop für Studienabbrecher spielen die Teilnehmer ein Rollenspiel: Eine Studentin ist in ihrem Elternhaus, weil die Mutter Geburtstag hat. Es wird gegrillt, und die ganze Familie ist eingeladen. Auf der Terrasse unterhält sie sich mit allen über ihre Zukunft, weil sie noch nicht entschieden hat, wie es mit ihrem Leben weitergehen soll. Anschließend diskutiert die Gruppe das Problem. Die Beteiligten werden so dazu angeregt, offen

über das Thema Studienabbruch zu sprechen. Dadurch, dass sie eine andere Rolle innerhalb der fiktiven Familienkonstellation einnehmen, soll den Studierenden ermöglicht werden, die Perspektive auf ihr eigenes Problem zu verändern. Alle Teilnehmer des Workshops stehen kurz vor dem Abbruch ihres Studiums, oft tragen sie ihre Probleme schon länger mit sich herum, ohne sie lösen zu können. Im Anschluss an das Spiel haben sie zwei Tage lang Zeit, um sich intensiv und begleitet durch Studienberater mit dem Thema Abbruch und ihrer Rolle innerhalb der Familie auseinandersetzen zu können.

Die Eltern sind beim Studienabbruch ein wichtiger Faktor. Lutz hat beobachtet, dass sich deren Haltungen zwischen zwei Extremen bewegen. Es gibt Eltern, die ihre Kinder zu einem bestimmten Studienfach drängen. Daraus kann ein Abbruch resultieren, weil den Kindern das Studium nicht gefällt oder ihre Leistungen nicht ausreichen. Der überwiegende Teil der Eltern wünscht sich aber, dass ihre Kinder das Fach studieren, das sie glücklich macht. Sie lassen ihnen die Freiheit, über ihre Zukunft selbst zu entscheiden. Damit übertragen sie aber auch eine große Verantwortung. „Das Wort Glücklichein ist extrem aufgeladen. Die Studierenden empfinden das als Riesendruck. Für sie ist die Entscheidung für ein Studienfach eine Entscheidung über das ganze Leben“, hat Lutz festgestellt. „Es geht nicht mehr nur um den Beruf. Ein Studium muss Leidenschaft und Glück sein. Dadurch ist ein Abbruch viel existenzieller.“

So gut aufgehoben wie in dem Workshop für Studienabbrecher sind die Wenigsten. Die meisten Studierenden müssen sich alleine über ihre Lebenssituation klar werden. So wie Jakob*. Er ist groß und sportlich, 20 Jahre alt und hat einen Abschnitt von 1,4. Auch er studiert Jura im zweiten Fachsemester. Auch seine Eltern

*Angst, Scham
und Scheitern.
Das sind Begriffe,
die Studierende
oft im Zusammen-
hang mit einem
Studienabbruch
verwenden.*

wollen nur, dass er glücklich ist. Sein Vater hatte selbst immer Jurist werden wollen. Jakobs Großmutter wählte jedoch die Wirtschaftswissenschaften als Fach für den Sohn, und der fügte sich. Jakobs Mutter ist Friseurmeisterin. Auch Jakob ist mit Jura unglücklich: „Ich bin ein Mensch, der socializen muss. Gute Juristen sind aber relativ dröge“, findet er. „Man hat das Gefühl, denen hat ein Dementor die ganze Lebensfreude entzogen.“ Er hat Angst vor dem Abbruch. Es werde zwar immer gesagt, das sei keine Schande, doch Jakob will nicht scheitern. Er bezeichnet sich selbst als Perfektionisten.

Am Ende des Workshops zum Studienabbruch schreiben die Teilnehmer einen Brief an sich selbst. Darin soll stehen, was sie gerade beschäftigt und was sie in ein paar Monaten erreicht haben wollen. Drei Monate später versendet Andrea Lutz die Briefe. Die Studenten bekommen Post aus der Vergangenheit. Ihre eigenen Gedanken empfinden sie dann oft wie aus einer anderen Zeit. Sie haben sich verändert. Das Leben hat sich verändert. Vielleicht fällt mit dieser Erkenntnis das Glücklichersein leichter.

* Name von der Redaktion geändert

20,5 % der
*Bäckerlehrlinge
brechen ihre
Ausbildung ab.*



„DER SCHULAB- SCHLUSS IST MIR EGAL“

Heinz Hoffmann (54) ist seit fast dreißig Jahren selbstständiger Bäcker in München-Laim. Genauso lange bildet er junge Menschen zu Bäckern, Konditoren, Fachverkäufern und kaufmännischen Angestellten aus. Gut 30 Lehrlinge sind inzwischen durch seine Schule gegangen. Ein Gespräch mit dem Obermeister der Bäckerinnung München über Ausbildungsabbruch und darüber, wie sich die Ausbildung verändert hat.

INTERVIEW: Bastian Hosan

Herr Hoffmann, ist es heute schwerer, Lehrlinge zu finden als früher?

Das kann ich nicht sagen. Ich hatte immer sehr gute Bewerber. Nur im Verkauf hat es sich geändert. Da gibt es nicht das Potenzial, das ich suche.

Liegt das am Schulabschluss?

Es ist für mich nicht wichtig, ob jemand auf der Realschule oder dem Gymnasium war. Ich selbst habe einen qualifizierenden Hauptschulabschluss. Den muss man haben, wenn man bei mir anfangen will. Nach oben setze ich keine Grenzen – das ist klar.

Worauf kommt es Ihnen denn an?

Für mich ist das Elternhaus wichtig. Wie stehen die Eltern zum Handwerk? Wie stehen sie zur Berufswahl? Das

ist für mich eigentlich das Wichtigste. Ich habe drei Jahre sehr viel mit den jungen Leuten zu tun. Da muss das Elternhaus hinter dem Lehrherren stehen.

Machen Eltern heute mehr Ärger, wenn etwas nicht so läuft, wie sie sich das vorstellen?

Nein, das nicht. Aber trotzdem ist das Verhältnis zu den Eltern wichtig. Ich habe ein Problem damit, wenn ein Bewerber ohne seine Eltern zu mir kommt. Selbst wenn er schon 18 ist – ich will immer die Eltern kennenlernen. Und sie sollen mich kennenlernen, sie sollen die Backstube anschauen.

Und wer fällt die Entscheidungen? Die Eltern oder die Kinder?

Es kommt drauf an. Bei den Konditoren sind es die Mädel, die entscheiden. Die sagen knallhart: „Ich möchte Konditorin werden“. Bei den Jungs sind es oft die Eltern.

Welchen Schulabschluss haben Ihre Bewerber in der Regel?

Die meisten haben einen Realschulabschluss oder sogar Abitur. Nur zehn Prozent meiner Bewerber haben einen Hauptschulabschluss.

Sind Abiturienten die besseren Handwerker?

Nein. Handwerk bedeutet, dass man etwas tun muss. Nur weil einer im Kopf schnell ist, muss er nicht auch mit den Händen gut sein. Ich lasse einen Abiturienten deshalb auch die Ausbildung nicht verkürzen. Schließlich soll er nach den drei Jahren das Handwerk beherrschen.

Hatten Sie schon Lehrlinge, die ihre Ausbildung abgebrochen haben?

Ja, zwei. Einer hat eine Allergie bekommen, einer ist weggezogen. Zweimal habe aber auch ich das Ausbildungsverhältnis beendet.

Warum das?

Wir sind nicht miteinander zurechtgekommen. Dafür gibt es ja die Probezeit. Die beiden Seiten haben vier Monate

Zeit, sich anzunähern. Wenn grundsätzliche Dinge falsch laufen, muss man das Ausbildungsverhältnis beenden.

Und wie ist es mit den Allergien, kommt das oft vor in Ihrem Beruf?

Ja. Daher gibt es vor Ausbildungsbeginn einen Check beim Arzt. Ich selbst habe auch eine Mehlstauballergie, ich weiß, wovon ich rede. Wer will, kann damit leben. Aber wer das als Lehrling schon hat, wechselt besser den Beruf.

Haben Sie heute mehr Bewerber, die vorher bereits eine Ausbildung gemacht haben? Oder die vielleicht auch schon eine Ausbildung abgebrochen haben?

Mehr als früher, ja. Aber wie alt jemand ist oder was er vorher gemacht hat, ist mir egal. Die Hauptsache ist, dass jemand unseren Beruf erlernen will.

Wie hat sich denn die Ausbildung in der Zeit, in der Sie ausbilden, verändert?

Die Struktur hat sich geändert. Es gibt jetzt die Lernfeld-orientierte Ausbildung. Die Elektriker haben damit angefangen.

Lernfeld-Orientierung, was heißt das?

Themen werden nicht mehr lose angegangen, sondern in Lernfeldern vermittelt. In jedem Fach in der Berufsschule wird dann dasselbe Thema behandelt. Ein Beispiel: Wir machen heute einen Teig. Und dann geht es in jedem Fach um Teig. In Deutsch, in Mathe, in der Fachtheorie und -praxis. Auch die Prüfung ist Lernfeld-orientiert.

Das klingt eigentlich sehr fortschrittlich.

Schon. Aber es gibt Probleme. Jetzt muss jemand, um ein Thema zu behandeln, bei den Textaufgaben ungefähr zehn Sätze Text lesen. Diese Texte sind heute zu wichtig. Die Lehrlinge lesen den Text, und bis sie zur Arbeit kommen, wissen sie nicht mehr, worum es wirklich geht.

Haben sich die Abläufe in den Betrieben verändert, seit die Lernfelder eingeführt wurden?

Ich muss mit den Lehrlingen im Betrieb mehr über die

Schule reden. Aber eigentlich hat sich nur die Schule verändert. Die Politiker müssen sich halt immer wieder was Neues einfallen lassen. Sonst heißt es, sie machen ihren Job nicht.

Und die Auszubildenden, haben die sich verändert in den vergangenen 30 Jahren?

Viele sagen das, ja. Ich sehe das nicht so. Ich hatte immer klare Vorstellungen, ich hatte immer klare Richtlinien. Daran haben sich die Azubis zu orientieren. Daran orientiere ich mich. Das Ziel ist die Ausbildung in unserem Handwerk.

Das heißt, Sie haben keine Probleme mit Zuverlässigkeit?

Überhaupt nicht. Gut, es gibt immer mal den einen oder anderen, da ziehen sich Krankheitsfälle mal ein bisschen länger hin.

Halten Sie ihre Azubis zum selbstständigen Arbeiten an?

Natürlich.

Und die Leistungsbereitschaft der Lehrlinge ist gleichbleibend hoch?

Ja. Die, die Gas geben, machen das von Anfang und bleiben dabei. Andere drucksen halt rum, gehen auch mal nicht in die Schule. Denen muss ich schon mal auf die Füße steigen.

Leiden Handwerksbetriebe darunter, dass immer mehr Schüler Abitur machen und dann an die Universitäten gehen?

In diesem Jahr haben mehr Leute ein Studium begonnen als eine Lehre – das kanns nicht sein. Aber daran sind oft die Eltern schuld. Sie wissen gar nicht, was ihre Kinder auf dem zweiten Bildungsweg erreichen können. Man kann mit einem Meisterbrief studieren. Egal was. An jeder Hochschule in Bayern.

*DIE ROUTE
RICHTIG
PLANEN*

*WAS MAN
MACHEN
KANN, UM GUT
ANS ZIEL
ZU KOMMEN*



576 Seiten hat die aktuelle Ausgabe von „Berufe Aktuell“. Das Buch ist ein Verzeichnis aller aktuell anerkannten Ausbildungsberufe und soll jungen Menschen helfen, die richtige Wahl zu treffen.

VIELLEICHT FISCHWIRT

Genau zu wissen, was einen in der Ausbildung erwartet, kann einem späteren Abbruch vorbeugen. Beraterinnen der Arbeitsagenturen wie Janina Landgraf und Iris Böhning begleiten Schüler von der neunten Klasse an. Sie finden gemeinsam mit den Jugendlichen heraus, was diese eigentlich interessiert. Und sie zeigen ihnen auf, welche Berufswahl realistisch ist und wie Wege dorthin aussehen können.

Von Christoph Farkas

Svenja sagt „tja“. Sie ist 17, hat ihre Ausbildung abgebrochen und keinen Schimmer, wie es weitergehen soll. Sie erzählt: vom Stress in der Neunten und Zehnten, als die Schule zu Ende ging, als im Freundeskreis nur noch gefeiert wurde. Wie sie dann planlos ihr Zeugnis in den Händen hielt, mittlere Reife. Schließlich hat sie sich als Kauffrau für Büromanagement beworben, wie zwei Freundinnen von ihr, konnte aber beim Bewerbungsgespräch nicht beantworten, was man da eigentlich machen muss, als Bürokauffrau. Ein alter Schulfreund ihres Vaters hatte noch einen freien Ausbildungsplatz. Also begann Svenja eine Ausbildung als Bauzeichnerin. Dass man da ganz schön gut rechnen und räumlich denken können muss, war ihr vorher nicht wirklich klar. Jetzt hat sie hingeschmissen. Sie mag Miniaturmodellbau – kann man das nicht zu irgendwas gebrauchen? Tja.

Wenn Janina Landgraf, Berufsberaterin einer Arbeitsagentur in Berlin, ihre neuen neunten Klassen im Berufsinformationszentrum empfängt, hat sie immer die „Geschichte von Svenja“ dabei. Die lässt sie am Anfang vorlesen, dann wird diskutiert: Was hätte Svenja besser machen können? Wie sollte sie in ihrer aktuellen Situation handeln? Aus den Antworten der Schüler destilliert sie die Schwerpunkte der Stunde: Wie informiert man sich rechtzeitig über Ausbildungschancen, wie trifft man eine Entscheidung? Und: Geht die Welt unter, wenn diese Entscheidung sich als falsch erweist?

Fischwirt, Mikrotechnologe, Fachkraft für Fruchtsafttechnik

Die exemplarische Geschichte von Svenja demonstriert: Ein Ausbildungsabbruch hat oft mit Planlosigkeit zu tun. Und mit falschen Erwartungen.

Dort setzt die Berufsberatung von Janina Landgraf und ihren Kollegen an. Es geht darum, den Kunden, wie die Jugendlichen in der Arbeitsagentur genannt werden, ein möglichst konkretes Bild von den Berufen zu vermitteln. Deshalb weist Landgraf sie immer auch auf Schattenseiten der Ausbildungen hin. Auf mögliche Überstunden und Wochenenddienste in Gastronomie und Hotelgewerbe, auf Rückenschmerzen und müde Augen im Büro. Und sie erzählt ihnen von Berufen, die sie noch nicht kennen: Fischwirt, Mikrotechnologe, Fachkraft für Fruchtsafttechnik. Etwa 350 anerkannte Ausbildungsberufe gibt es derzeit in Deutschland.

Janina Landgraf selbst hat den denkbar glattesten Lebenslauf, der heute als Berufsberaterin möglich ist. Schon lange vor dem Abitur stand ihr Entschluss

fest: etwas im öffentlichen Dienst wollte sie machen, so wie ihre Mutter. Während der Abiturzeit erzählte ihre Oma von dem neuen Studiengang Arbeitsmarktmanagement an den Hochschulen der Bundesagentur für Arbeit in Mannheim und Schwerin. Sie bewarb sich um einen Platz und begann nach drei Jahren Studium als Beraterin in Berlin. Das war 2009. Heute betreut Landgraf zwei Sekundarschulen und ein Oberstufenzentrum, insgesamt circa 700 Schüler. Neben dem Studium an der Hochschule der Bundesagentur für Arbeit gibt es einen zweiten Weg, um Berufsberater zu werden – wer schon in der Arbeitsagentur arbeitet, kann sich intern qualifizieren.

So hat es Iris Böhning gemacht, stellvertretende Leiterin des Teams 351 der Berufsberatung in München. Sie hat Mitte der 1980er Jahre in Schleswig-Holstein die Schule mit der Fachhochschulreife abgeschlossen, anschließend Pädagogik studiert und ist nach einem halben Jahr Arbeit als Diakonin und Erzieherin in einem Kinderheim zu Karstadt gewechselt, in die Personalentwicklung. Später war sie Unternehmensberaterin, ehe sie als Arbeitsvermittlerin bei der Arbeitsagentur in Dachau begann. Von dort kam sie 2009 durch ein Assessment-Center zur Berufsberatung nach München. Ein langer Weg, von dem sie Jugendlichen gern erzählt. Sie wäre gern Schauspielerin geworden und spielt heute noch in einem freien Ensemble.

Janina Landgraf weist auf Schattenseiten der Ausbildungen hin: auf Überstunden in der Gastronomie, auf müde Augen und Rückenschmerzen im Büro.

„Nichts, eigentlich“

An einem Mittwoch im Mai sitzt Iris Böhning in der Bibliothek einer Realschule im Münchner Zentrum und wartet auf zwei Schüler. Die haben sich zu ihrer wöchentlich stattfindenden Sprechstunde angemeldet. Tom kommt nicht. Es kommt öfter vor, dass jemand nicht kommt. Auch Patrick, der eigentlich anders heißt, lässt auf sich warten. Dann steht er in der Tür, ein riesiger Junge mit hängenden Schultern und kurzärmligem Karohemd. Er zögert, sich zu

setzen. „Setz dich“, sagt Böhning, „was hast du mir denn Neues zu erzählen?“ Schon letzte Woche haben sie sich hier getroffen. „Nichts, eigentlich“, sagt der Junge.

Patricks Fall ist kompliziert. Er hat vor ein paar Jahren ein schweres Unfalltrauma erlitten. Deshalb ist er nicht über den ersten Ausbildungsweg vermittelbar, sagt Böhning. Dabei weiß er schon genau, dass er Elektroniker werden will. Sie er-

klärt ihm, dass sie ein psychologisches und ein ärztliches Gutachten von ihm braucht, um Finanzmittel für eine speziell begleitete Ausbildung zu beantragen.

Mit seinem Psychiater hat Böhning schon gesprochen. Sie zeichnet sich, den Jungen und den Psychiater auf ein Blatt, um ihm die Lage begreiflich zu machen. Er tut sich schwer, das zu verstehen. Die Unterhaltung klingt allerdings – trotz der besonderen Umstände – wie ein durchschnittliches Zukunftsgespräch zwischen einer Frau vom Arbeitsamt und einem Zehntklässler eben so klingt: viel „ich weiß nicht“ und „mh“, ein wenig „ja“ und

„okay“. Es gibt aber auch Jugendliche, sagt Böhning, die ihr ganzes Leben vor ihr ausbreiten.

Wie Janina Landgraf in Berlin betreut Iris Böhning drei Schulen der Sekundarstufe eins. Sie ist Ansprechpartnerin für etwa 800 Jugendliche, Schüler der neunten und zehnten Klassen und weitere Jugendliche unter 25. Ungefähr die Hälfte davon nimmt regelmäßig ihre Angebote wahr, verpflichtet ist keiner. Böhning gibt berufliche Orientierung in Unterrichtsstunden, bietet kurze Orientierungsgespräche an Schulen und längere Beratungsgespräche in der Agentur an. Für Abbrecher gibt es einen täglichen Notfalldienst. Dort können Auszubildende, die abgebrochen haben oder kurz davor stehen, sehr kurzfristig Beratungstermine bekommen. Außerdem organisieren Böhning und ihre Kollegen Elternabende, Infobörsen und Stände auf Messen. Zudem betreuen sie berufsvorbereitende Bildungsmaßnahmen. So sollen auch benachteiligte Jugendliche in Ausbildungen geführt werden.

*Böhning be-
gegnen fast nur
Extreme: Die,
die schon genau
wissen, was sie
wollen, und die,
die noch gar
nichts wissen.*

„Mir begegnen fast nur die Extreme“

Die Berufswahl liege aber bei den Jugendlichen, darauf legen Böhning und Landgraf wert, so steht es auch im Sozialgesetzbuch III, Paragraph 30: Berufsberatung umfasst demnach unter anderem Auskunft und Rat zur Berufswahl und Ausbildungswahl, zur Entwicklung des Arbeitsmarktes, zu Möglichkeiten der Bildung, zu Förderleistungen.

„Setz dich, was hast du mir denn Neues zu erzählen?“, fragt Beraterin Iris Böhning. „Nichts, eigentlich“, sagt der Junge.

Viele tun sich mit der Entscheidung schwer. „Mir begegnen fast nur die Extreme“, sagt Böhning. „Die, die schon ganz genau wissen, was sie wollen, und diejenigen, die noch gar nichts wissen.“ Den einen muss Iris Böhning Realismus beibringen, den anderen das Nachdenken. So oder so: Vielen Jugendlichen ist heute das Geld wichtiger als der Spaß, den der Ausbildungsweg verspricht.

Ihr Beruf mache auch Spaß, sagen die beiden Beraterinnen. Arbeitsintensiv, abwechslungsreich, selbstbestimmt. „Man kann bei den jungen Menschen wirklich was bewegen, denen stehen noch viele Möglichkeiten offen. Bei ihnen Begeisterung zu bestärken oder zu wecken, das ist toll“, schwärmt Landgraf. Nur die zeittressende Protokollierung ihrer Arbeit empfinden sie als Belastung. Früher gab es dafür Sachbearbeiter, heute müssen die Berater das selbst übernehmen.

Manchmal nützt aber alle Mühe nichts. Jugendliche brechen ihre Ausbildung ab, obwohl sie von den Arbeitsamt-Expertinnen über Jahre begleitet wurden. „Das ist natürlich weder für die Jugendlichen noch für mich schön. Dann muss man gemeinsam nach den Ursachen suchen“, sagt Landgraf. Böhning empfindet das anders. Es gebe so viele verschiedene Faktoren für einen Abbruch, dass sie das nicht persönlich nehme. Trotzdem falle es ihr schwer, nicht betroffen zu sein: „Da muss man schon Plexiglas vors Herz packen.“ Obwohl ein Abbruch – da sind sich die Berufsberaterinnen einig – heute kein Weltuntergang mehr ist.

Die „Geschichte von Svenja“ ist übrigens eine wahre Geschichte. Sie war Kundin der Berliner Berufsberatung und macht heute eine Ausbildung, die zu ihren Interessen und Fähigkeiten passt: als Zahntechnikerin.



41 % der Studierenden mit Migrationshintergrund brechen das Studium ab. Die Zahl der Ausbildungsabbrecher nicht-deutscher Herkunft ist signifikant höher als die der übrigen Abbrecher.

ZUKUNFT BAUEN

Der 17-jährige Hassan Siyaad Dheeg ist mit 12 Jahren aus Somalia geflohen. Seit zwei Jahren lebt er in Deutschland, hat hier seinen Hauptschulabschluss gemacht und beginnt demnächst eine Lehre zum Bäcker. Er hat die Hürden im deutschen Ausbildungssystem kennengelernt, die Flüchtlinge und Migranten überwinden müssen.

Von Mirijam Trunk

Hassan versteht seine Freunde nicht. „Die essen und schlafen den ganzen Tag. Sonst nichts“, sagt er. Seine Freunde sind wie er Flüchtlinge aus Somalia. Sie leben in einer Einrichtung der Ordensgemeinschaft „Salesianer Don Boscos“ in der Bamberger Innenstadt. Hassan besucht sie mehrmals in der Woche. „Warum schläft ihr nur?“, fragt er sie immer wieder. Sie sagen: „Der Deutschkurs ist sehr schwer, die deutsche Sprache ist sehr schwierig, wir können das nicht lernen.“ Hassan will ihnen Mut machen, obwohl er erst 17 ist und sie schon über 20. Er sagt: „So wars bei mir auch, aber wenn du immer versuchst und dir sagst: lernst du, lernst du, lernst du! Dann lernst du auch was.“

Hassan hat einen Plan, er nennt ihn „Zukunft bauen“. Ausbildung ist der zentrale Bestandteil dieses Plans. Seit zwei Jahren ist er in Deutschland. Er hat die Berufsschule besucht und dort den Hauptschulabschluss gemacht. In den Ferien schleppte er bei einem Gerüstbauer Stangen und schrubbte Böden in Großküchen. „Ich habe Verschiedenes ausprobiert, Praktika gemacht

und geschaut, was mir gefällt. Ich habe über alles nachgedacht“, erzählt Hassan. Dann hat er beschlossen: „Ich mach' Bäcker.“ Das einzige Problem beim Bäcker sei das frühe Aufstehen – „aber das fällt mir eigentlich leicht.“

Nach seinem Praktikum hat ihm eine Bamberger Bäckerei einen Ausbildungsplatz ab September angeboten. „Ich habe hart gearbeitet, ich baue an der Zukunft.“

Auf Schule oder eine Ausbildung haben Hassans Freunde keine Lust. Sie wollen lieber gleich eine Arbeitsstelle finden. „Denn während einer Ausbildung gibt es erst mal nur wenig Geld. Bei einer richtigen Arbeit verdienst du gleich mehr“, sagt Hassan. „Ich finde das ist so doof. Wenn du rausfliegst, hast du gar nichts in der Hand. Später wirst du einfach obdachlos.“

In Hassans Welt gibt es zwei Kategorien von Menschen: Die „über 18“ und die „unter 18“. Seine Freunde sind über 18. Sie haben nicht dieselben Chancen wie Hassan, der als minderjähriger Flüchtling nach Deutschland kam, denn das Alter bestimmt die Zukunftsperspektive. „Wenn du unter 18 bist, bekommst du mehr Hilfe“, erklärt er. Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge werden nach Artikel 8 im Sozialgesetzbuch betreut, das bedeutet: Sie haben dieselben Ansprüche wie Kinder aus Deutschland. „Dazu zählen Schulbildung, soziale Bindung und Kontakte sowie pädagogische Unterstützung“, erläutert Anne Jahn von den Salesianern Don Boscos in Bamberg. Familien und Flüchtlinge über 18 werden nach dem Asylgesetz betreut. „Die Familien und die älteren Flüchtlinge haben Anspruch auf ein Dach über dem Kopf und bekommen zwölf Euro Verpflegungsgeld am Tag. Aber sonst nichts – nicht einmal eine Schulausbildung.“

Hassan wohnt in der „Villa Don Bosco“, einer sozialpädagogischen Wohngruppe des Don-Bosco-Jugendwerks in Bamberg. Er teilt sich mit elf anderen min-

derjährigen Flüchtlingen ein Haus, wird von Sozialpädagogen betreut und unterstützt. „Hier gibt es Leute, die mir helfen, meine Zukunft zu bauen“, sagt er. „Das ist eine Riesenchance, und dafür bin ich auch dankbar. Ich hab hier meine Patin, meine Betreuer, manchmal auch Lehrerinnen und Lehrer. Viele Leute, die helfen.“ Dennoch muss er viele der Hürden, die sich ihm in der neuen Heimat in den Weg stellen, ganz allein überwinden.

Die erste Hürde ist die Sprache: Bei seiner Ankunft sprach Hassan kein Wort Deutsch. Darum belegte er für drei Monate einen Deutschkurs, dann besuchte er den regulären Unterricht in einer Bamberger Berufsschule. „Die deutsche Sprache ist für mich die Zukunft. Ich versuche ständig, mehr Worte zu verstehen und auch selbst mehr zu sagen.“ Viele von Hassans somalischen Freunden „über 18“ sind an dieser Hürde gescheitert. „Die reden nur Somalisch miteinander“, sagt er, „die haben gar keinen Kontakt zu anderen.“ Der Kontakt mit Deutschen ist genauso wichtig wie der Deutschkurs, findet Hassan.

Die nächste Hürde ist das Selbstbewusstsein, der Glaube an die eigenen Fähigkeiten. „Du hast so schlechte Erlebnisse gehabt“, sagt er, „und du musst dir trotzdem deine Zukunft wieder aufbauen.“ Als Hassan in Somalia aufgebrochen ist, war er 12 Jahre alt. Auf seinem Weg nach Deutschland ist er zu Fuß gelaufen, geschwommen, in Schlepperbooten und mit dem LKW gefahren. An die Einzelheiten seiner Reise kann sich Hassan nicht mehr erinnern. Er weiß noch, dass er in vielen verschiede-

Du hast so schlechte Erlebnisse gehabt. Und du musst dir trotzdem deine Zukunft wieder aufbauen.

nen Ländern war – in Äthiopien, im Sudan und in Libyen, Länder, in denen er nicht bleiben wollte. „Du darfst dich trotzdem nicht hängen lassen, musst jeden Tag Gas geben“, erklärt Hassan. „Wenn du Arbeit suchst, musst du

Wenn du in einem Land bist, in dem die Menschen keine Augen haben, musst du auch ohne Augen sein. Wenn sie ein Auge haben, dann hast du eben auch nur ein Auge.

viel arbeiten. Du musst dabei ausdauernd sein, nicht sagen: Ich arbeite nur acht Stunden. Wenn es zehn Stunden dauert, dann musst du das akzeptieren und sagen, egal, ich arbeite!“

Die dritte Hürde ist die Kultur. Es ist schwierig zu verstehen, was normal ist, wie Routinen in Deutschland ablaufen. Bei Hassan begann das schon im Schulalltag. Wer in Deutschland in der Schule wegen Krankheit fehlt, muss eine Entschuldigung mitbringen – für Hassan eine neue Erfahrung.

„In Somalia gibt es so etwas nicht. Da sagst du einfach: Ja, war ich krank. Und niemand redet drüber. Egal, ob du zwei Tage gefehlt hast oder zwei Monate weg warst.“

Während seiner Flucht musste Hassan sich immer wieder an neue Kulturen gewöhnen. In jedem Land war es anders. Er hält sich an ein Sprichwort aus seiner Heimat: „Wenn du in einem Land bist, in dem die Menschen keine Augen haben, musst du auch ohne Augen sein, also blind. Wenn sie ein Auge haben, dann hast du eben auch nur ein Auge, obwohl du in Wirklichkeit zwei hast.“ Es ist sein Mantra geworden. Er sagt sich: „Wenn du denkst, ich finde diese Kultur scheiße! Dann ist das nicht gut. Du musst immer alles akzeptieren. Egal, an welche Religion du glaubst, egal ob du schwarz bist oder weiß.“

Die letzte Hürde kann Hassan nicht aus eigener Kraft überwinden: Die Bewilligung seines Antrags auf Asyl. Momentan ist Hassan in Deutschland geduldet, jeden Tag könnte der Bescheid kommen, dass er zur Anhörung nach München fahren muss. „Die Behörden sind wahrscheinlich heillos überlastet“, vermutet Anne Jahn. „Sobald die in München Zeit haben, werden sie sich melden. Momentan bevorzugen sie vor allem Syrer.“ Hassan könnte noch während seiner Ausbildung abgeschoben werden. Ohne Asyl wird er nach seiner Ausbildung keine Arbeitserlaubnis bekommen. Doch der Ausbildungsplatz beim Bäcker erhöht Hassans Chancen auf eine Zukunft in Deutschland. „Wir hatten bisher noch keinen Fall, in dem einer unserer Jungs abgeschoben worden ist“, erzählt Jahn.

Obwohl er noch nicht alle Hürden überwunden hat, ist Hassan in Deutschland angekommen. An seinem linken Arm trägt er ein Armband mit dem Logo der Brose Baskets, dem Bamberger Basketball-Team. Er schimpft darüber, dass die Zugpreise der Bahn nach Nürnberg immer teurer werden und dass die Busse in Richtung Innenstadt dauernd Verspätung haben. Dabei mischt sich sein somalischer Akzent mit der weichen fränkischen Aussprache seiner Bamberger Freunde. Er träumt davon, auszuziehen, selbstständig zu leben – und zu heiraten. „In Somalia heiraten die Leute sehr jung, manchmal schon mit 13 oder 14. Ich bin jetzt schon 17“, sagt er. Doch er will warten, bis er seine Ausbildung abgeschlossen und eine eigene Wohnung hat. „Ich hab mir gesagt: Heiraten kannst du später auch noch. Erst mal versuch das Leben.“

*Von den Studierenden,
die 2008/2009 ihren
Bachelor begonnen hatten,
erreichten **28 %** keinen
Abschluss. Als Grund
gaben sie unter anderem
an, dass sie sich das
Studienfach anders
vorgestellt hatten oder sich
mit dem Studiengang nicht
identifizieren konnten.*

TESTLAUF

Von Astronomie bis Zivilrecht: Ein Jahr lang dürfen Abiturienten am Leibniz-Kolleg in Tübingen verschiedene Studiengänge ausprobieren. In einem Studium Generale können sie prüfen, wo ihre Interessen und ihre Stärken liegen. Die Erfahrung zeigt, dass ehemalige Kollegiaten später nur selten das Studium abbrechen.

Von Dorothea Wagner

Hannah sitzt auf einem Holzstuhl und hat die Beine an den Körper gezogen. Der Kurs diskutiert darüber, ob die sprachliche Trennung zwischen Hoden und Eierstöcken gut ist. Hannah findet: nein. „Beide produzieren doch Keimzellen“, sagt die 18-Jährige mit den blonden Locken. Die Sonne strahlt in den Seminarraum. Im Garten zwitschern Vögel, es ist einer der ersten warmen Sommertage. Die Studierenden könnten an einen Badensee fahren oder in der Innenstadt ein Eis essen. Stattdessen sitzen sie in einem Seminar zu Gender Studies, das für keinen Uni-Abschluss zählt.

Hannah ist Studentin am Leibniz-Kolleg in Tübingen. Nach dem Schulabschluss hat sie beschlossen, sich nicht direkt an einer Universität zu bewerben, sondern Kurse im Studium Generale zu belegen. Das Kolleg in dem gelben Haus neben der Tübinger Universität nimmt jedes Jahr 53 Abiturienten auf, die zehn Monate lang Veranstaltungen aus fast jedem Fachbereich belegen können. Zu-

sätzlich schreiben sie wissenschaftliche Arbeiten, fahren zu den Universitäten, die sie interessieren, und lernen, wie man eine Bibliographie erstellt. Diese Zeit soll sie auf das

*Zu viele Optionen,
zu wenig Zeit:
Michael Behal
findet, dass die
Entscheidung für
ein Fach immer
schwieriger wird.*

Studium vorbereiten. Und ihnen die Angst vor der Entscheidung für ein Studienfach nehmen. Die Auswahl ist groß, momentan gibt es allein in Deutschland fast 8.000 Bachelorstudiengänge.

Die Hilfe bei der Orientierung scheint zu wirken: „Nur wenige brechen später ihr Studium ab“, sagt Michael Behal. Der Leiter des Kollegs trägt eine Brille mit dünnem silberfar-

benen Gestell, unter seinem Jackett leuchtet ein kornblumenblauer Pullover. Er sitzt in seinem Büro in einem Sessel. Um ihn herum: Papier. Auf dem Boden liegen hüfthohe Aktenstapel, auf dem kleinen Beistelltisch neben seinem Sessel wartet eine wissenschaftliche Arbeit: Ein Kollegiat hat den Stoffwechsel von Krebszellen untersucht.

Behal ist 68 Jahre alt. Seit fast 40 Jahren leitet er das Leibniz-Kolleg und begleitet junge Menschen, die vor der Entscheidung für ein bestimmtes Studium stehen. Die in den Medien verbreitete These, dass junge Menschen immer orientierungsloser werden und sich vor Entscheidungen drücken, kann er nicht bestätigen. Er findet: Die Entscheidung ist tatsächlich schwieriger, weil die Bachelorstudiengänge immer spezialisierter werden. „Die Unis suchen Alleinstellungsmerkmale und bieten statt Wirtschaftswissenschaften zum Beispiel ‚Philosophy and Economics‘ an.“ Das sei ein Kontrast zu der Zeit der Diplom- und Magisterstudiengänge. „Damals konnte man sich ein paar Semester Zeit lassen, bis

man entscheiden musste, in welche Richtung es innerhalb eines Fachs gehen sollte.“

Am Leibniz-Kolleg füllen die Studierenden ihren Stundenplan selbst mit Kursen, Noten gibt es keine. Die braucht es für die Motivation der Kollegiatin aber auch nicht: Sie bereiten sich trotzdem vor. „Sonst bringt es ja nichts“, sagt ein Mädchen in der Mittagspause und beißt in ihr Käsebrötchen. Mindestens genauso motiviert sind viele der Bewerber, die es hierher schaffen wollen. Nach einer schriftlichen Bewerbung müssen sie das Kolleg besuchen und sich den Fragen der Leitung und der Studierenden stellen – auch der aktuelle Jahrgang hat ein Mitspracherecht bei der Entscheidung. Hinzu kommt: Pro Monat kostet das Leibniz-Kolleg 470 Euro. Falls eine Familie wenig Geld hat, können die Gebühren auf monatlich 220 Euro gesenkt werden. Das Bett ist inklusive: Während der zehn Monate leben die Kollegiaten gemeinsam in einem Haus – in Zweierzimmern, mit Gemeinschaftsduschen und einer Gemeinschaftsküche für 53 Personen. Der Wettbewerb um die Plätze ist hart. 200 bis 300 Personen bewerben sich jedes Jahr.

*Keine Noten,
keine Pflicht – auf
die Motivation
der Kollegiaten
und der Bewerber
hat das keine
Auswirkung. Sie
wollen alle zeigen,
was sie können.*

An diesem Tag sind die Bewerber Carolina und Fabian zu Besuch. Die beiden 18-Jährigen sitzen mit den Kollegiaten im Kurs Biochemie, bis sie zu ihrem Vorstellungsgespräch geholt werden. Der Dozent legt ein Bild von roten Blutkörperchen auf den Overheadprojektor: „Wenn man grob hinschaut, könnte man denken, dass alles in Ordnung ist und das schöne Erythrozyten sind“, sagt er,

„aber beim genaueren Hinsehen erkennt man die Probleme.“ Carolina schaut kurz auf die Folie, dann mustert sie wieder die Umsitzenden. Sie ist aus Hamburg angereist, erst vor wenigen Tagen hat sie ihr Abitur geschrieben. Jetzt schwankt sie zwischen Psychologie und Wirtschaftswissenschaften und wäre froh, wenn sie das Jahr am Kolleg für eine bewusstere Entscheidung nutzen könnte. Ähnlich geht es ihrem Mitbewerber Fabian: „Ich interessiere mich für zu viele Sachen. Während der Schule fehlt die Zeit, und wenn man direkt von der Schule an die Uni wechselt, ist man einfach zu jung.“

Selbst, wenn sie die Entscheidung treffen, ihr Fach zu wechseln, machen sie das selbstbewusst und voller Energie.

Die räumliche Enge schreckt die beiden nicht ab. „Bisher wirkt es super entspannt, so als ob alle gut miteinander auskommen würden“, meint Carolina. Die Kollegiaten organisieren das Zusammenleben selbst: Jeden Donnerstag treffen sie sich und reden über alles, das sie beschäftigt – zum Beispiel auch, ob neues

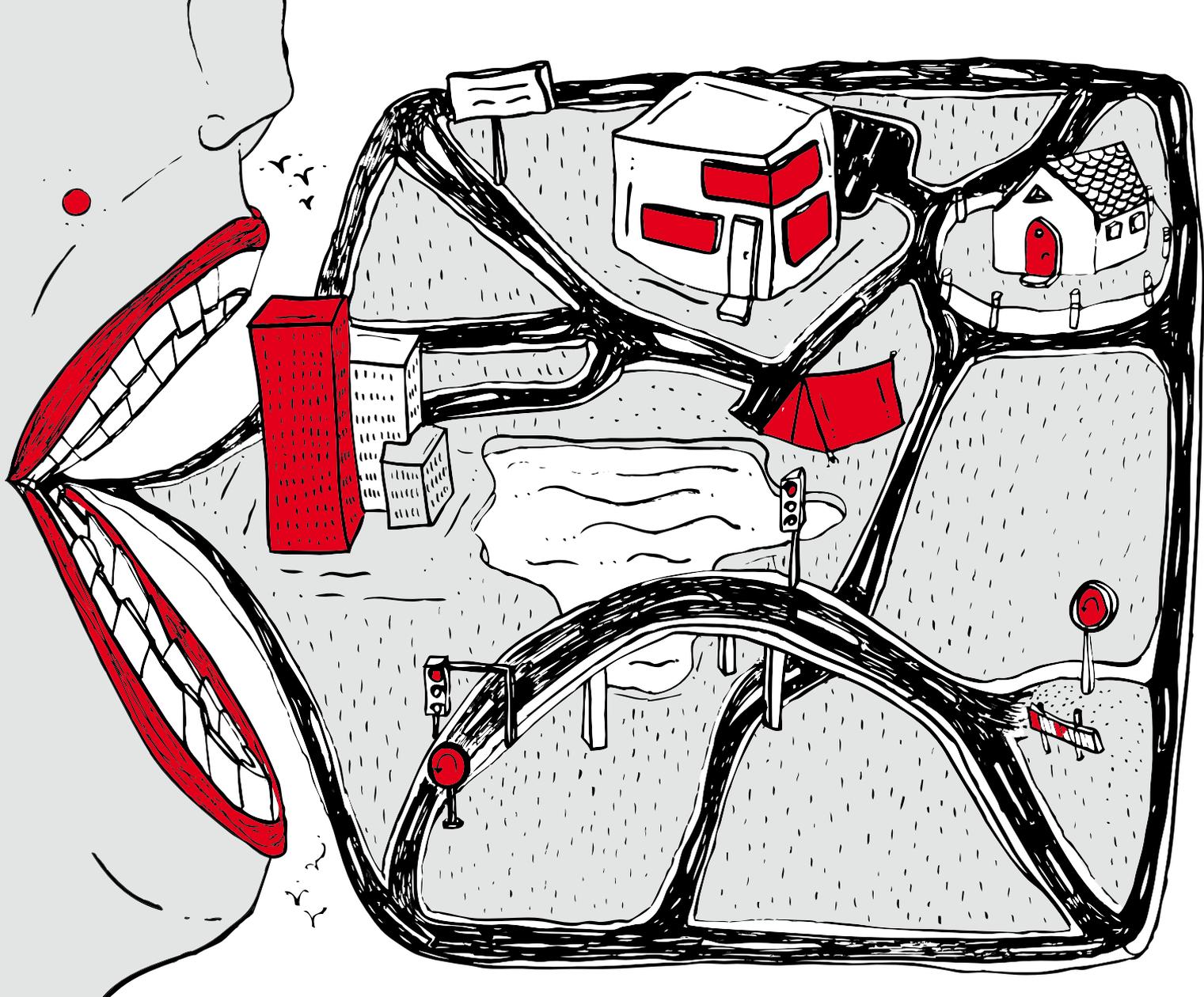
Salz für die Küche gekauft werden soll. Das Kolleg ist darauf ausgelegt, dass die Bewohner zunehmend selbstständig werden. „Bildung hängt auch mit Persönlichkeitsbildung zusammen“, sagt Behal. Seiner Erfahrung nach hat das Auswirkung darauf, wie sich die Studierenden später im Studium verhalten. „Selbst, wenn sie die Entscheidung treffen, ihr Fach zu wechseln, machen sie das selbstbewusst und voller Energie.“

Im Treppenhaus hängen Fotos von jungen Menschen bei Maskenbällen oder zu Halloween im Vampirkostüm. Auf einer Pinnwand steckt ein Papier: „Pärchen-Counter“ steht darauf, es zählt die Pärchen in-

nerhalb des Kollegs. Das Papierrad zum Drehen steht bei acht. Ein blonder Junge läuft die Treppe hinauf, er trägt ein weißes T-Shirt und eine Unterhose. „Es werden immer mehr“, sagt er im Vorbeigehen, „und Trennung gab es bisher nicht. Nur die Beziehungen nach außen, die nehmen ab.“

Ob die Bewerber Carolina und Fabian im nächsten Jahr zu der Gemeinschaft der Kollegiaten gehören dürfen, werden sie erst in ein paar Monaten erfahren. Ihre Abi-Noten werden bei der Entscheidung keine große Rolle spielen. Behal ist bei der Auswahl die Persönlichkeit der Kandidaten wichtiger, sie müssen Initiative zeigen und wissbegierig sein. „Wir wollen hier Menschen haben, die sich verantwortlich fühlen und nachher einen gesellschaftlichen Beitrag leisten wollen.“ Er weiß, dass die Kollegiaten bei der Bewertung der Bewerber aber auch noch auf ganz andere Sachen achten – etwa, ob sie an ihrem Bewerbungstag ein Geschirrtuch in die Hand nehmen und beim Abwasch helfen.

Info: In Deutschland gibt es verschiedene Formen des Studium Generale. Einige Universitäten bieten eine Reihe von Kursen an, die auch von Nicht-Studenten besucht werden können. Hinzu kommen Universitäten, die spezielle Programme für ihre Studierenden anbieten. An der Leuphana-Universität in Lüneburg besuchen beispielsweise alle Erstsemester gemeinsam Veranstaltungen aus verschiedenen Fachrichtungen – unabhängig von dem gewählten Studiengang. Das Leibniz-Kolleg wurde 1948 gegründet und bietet Kurse in Rechts-, Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften. Die zehn Monate sind in drei Trimester unterteilt, die Kollegiaten verbringen die Zeit von Oktober bis Juli in Tübingen.



STOPP!

KLEINE PAUSE

*Kurioses:
Selbstversuch*

IN ZWÖLF FRAGEN ZUM TRAUMBERUF

Lokführer, Polizist oder doch Astronaut – jeder Schüler steht irgendwann vor dem Problem: Was soll aus mir werden? Kostenlose Internetportale versprechen, den perfekt passenden Beruf binnen weniger Minuten herauszufinden. Unser Autor hat drei Portale getestet.

Von Caspar von Au

Als ich zehn war, wollte ich unbedingt Archäologe werden, mit 14 Jahren Astrophysiker und mit 18 Rechtsanwalt. Nach dem Abitur fehlte mir eine konkrete Berufsidee. Um diesem Problem zu begegnen, bieten Internetportale wie ausbildung.de, schuelerpilot.de oder etwa die Ausbildungsoffensive Bayern kostenlose Selbsttests an. In nur fünf Minuten zum Traumberuf – hätte ich das doch damals schon gewusst.

Für den „berufs-check(me)“ der Ausbildungsoffensive Bayern soll ich mich registrieren, sonst steht mir nur der Interessenstest zur Verfügung. Wenn ich mir einen Account anlege, kann ich außerdem meine Talente testen lassen. Ich verzichte darauf und bewerte in den folgenden zehn Minuten Aussagen von „trifft nicht zu“ bis „trifft voll zu“. „Ich mag Physik“ – trifft nicht zu. „In meinem Job möchte ich ästhetisch gestalten“ – trifft teilweise zu. Am Ende wundere ich mich: Elektroniker, Chemielaborant.

Nur solche Berufe bekomme ich empfohlen. Berufe, die mich gar nicht interessieren. Ich werfe einen Blick ins Impressum: Hinter dem Test steht der Verband der Bayerischen Metall- und Elektro-Industrie. Aha, das „(me)“ am Ende des Namens steht gar nicht für mich – sondern für Metall und Elektro.

Der Berufsscheck von ausbildung.de braucht dafür nur zwölf Fragen. Bei jeder Frage kann ich zwischen zwei Aussagen entscheiden. Bin ich eher der offene, gesprächsfreudige Typ oder bin ich eher zurückhaltend?

Der Berufsscheck sagt, ich sei der MacGyver-Typ: kreativ, analytisch, aber auch chaotisch. Ergebnis: Ich soll Polizist, Feuerwehrmann oder Rettungsassistent werden.

Natürlich eher der offene Typ. Ein paar Fragen später soll ich sagen, ob ich Termine eher fest plane und Aufgaben zu Ende bringe oder ob ich spontan und flexibel bin. Unter der Frage mahnt die Webseite in kursiver Schrift und orthographisch abenteuerlich: „Wähle nicht das, wie du gerne wärst, sondern wie du wirklich bist.“ Grummelnd klicke ich auf den spontanen Typ B. Schließlich muss ich mich entscheiden: Eine Webseite für das Fallschirmspringen entwerfen oder lieber selbst Fallschirm-

springen? Ich frage mich, warum das für meine Berufswahl relevant ist. Bei Frage 8 muss ich mich zwischen „Ich würde lieber ein Haus bauen“ oder „Ich würde lieber ein Auto bauen“ entscheiden. Eigentlich beides nicht, aber dann doch eher ein Haus.

Nach den zwölf Fragen möchte der Test Geschlecht (männlich), Geburtsjahr (1990) und angestrebten Schulabschluss (Abitur) wissen, dann nennt mir das Por-

tal meinen Persönlichkeitstyp: Ich sei nicht der Hermine-Granger-Typ und auch nicht der Joachim-Gauck-Typ, sondern der MacGyver-Typ; kreativ, analytisch, aber auch chaotisch. Darunter steht, dass ich Polizist, Feuerwehrmann oder Rettungsassistent werden soll. Alles Berufe, die auch nicht so richtig zu mir passen. Ich gehe zurück und ändere meine Meinung bei einer Frage: Vielleicht möchte ich doch lieber eine Webseite fürs Fallschirmspringen entwerfen. Eine kleine Veränderung, doch der Berufsscheck hat ganz neue Vorschläge für mich: Nun soll ich Mediengestalter, Fachkraft für Veranstaltungstechnik oder Audio-Designer werden. Auch nicht das, was ich mir vorgestellt habe, aber ein wenig besser passt es schon. Der Berufsscheck hat laut eigenen Informationen mehr als 300 Berufe, aus denen er die besten für mich rausgesucht hat.

Wer jetzt noch zweifelt, der kann sich direkt unter dem Test die Frage „Warum funktioniert unser Berufsscheck so gut?“ beantworten lassen. Es ginge um Spaß und eine wissenschaftliche Persönlichkeitstypologie, lautet die Antwort. Außerdem würden von dem Programm nur die passenden zwölf Fragen aus einer Datenbank von 448 Fragen ausgewählt. So schaffe er es, den Schülern ihren Traumberuf zu zeigen. Entworfen hat den Test die Employour GmbH, eine Firma für Personalmarketing, die damit wirbt, Arbeitgebern die „richtigen“ Azubis, Praktikanten und Absolventen zu vermitteln.

Der „Orientierungstest“ von schuelerpilot.de stammt ebenfalls von einer Marketingfirma, der rd Operations GmbH – einer Agentur für Jugendmarketing und Recruiting. Auch hier soll ich Aussagen in einem bestimmten Grad zustimmen oder sie ablehnen. Dazu schiebe ich einen Regler von links nach rechts. Kinderleicht. „Ich übe mich in mehreren künstlerischen Disziplinen.“ Gehört Journalismus dazu? Ich entscheide mich für die

Einordnung rechts, aber nicht ganz rechts. „Ich habe Spaß am Planen und Organisieren.“ Hm, teilweise. Halblinks. Nach dreißig Fragen klicke ich gespannt auf „Ergebnis berechnen“. Ein Netzdiagramm öffnet sich: Meine Stärken liegen im Wissenschaftlichen und Unternehmerischen. Also doch kein MacGyver-Typ? Einen konkreten Beruf nennt mir der Test nicht.

Bloß gut, dass ich vor einigen Jahren noch nichts von den Portalen wusste. Am Ende wäre ich vielleicht Feuerwehrmann oder Chemielaborant geworden und heute todunglücklich. Stattdessen musste ich auf mein Gefühl hören, und ich glaube, ich habe mich richtig entschieden.

2x:

Jugendliche mit Hauptschulabschluss lösen Ausbildungsverträge mehr als doppelt so häufig wie solche mit Abitur.

3x:

Azubis, deren Eltern maximal einen Hauptschulabschluss vorweisen, brechen fast dreimal so häufig ihre duale Ausbildung ab wie Kinder aus Akademikerhaushalten.

STIGMA SCHULE

Mittlerweile hat ein Viertel aller Auszubildenden Abitur. Den Unternehmen mag der qualifizierte Nachwuchs gerade recht kommen – für viele Förder- und Mittelschüler rückt ein Ausbildungsplatz jedoch in immer weitere Ferne. Bei einem Treffen wird klar: Die Schüler wissen, dass sie sich anstrengen müssen, allein schon, weil sie mit den Vorurteilen anderer und mit fehlendem Selbstvertrauen zu kämpfen haben. Manche haben bereits resigniert. Der Abbruch ihrer Ausbildung scheint programmiert. Eine Begegnung.

Von Alice Hasters

Hinter Shane liegen Kuscheltiere auf einem Sofa; Krokodile und Monster aus Plüsch, die mit ihren aufgerissenen Mäulern in diesem Moment wesentlich aggressiver aussehen als er. Der 13-Jährige sitzt in einem Zimmer der Heilpädagogischen Tagesstätte (HPT), einer Einrichtung des Sozialbundes katholischer Frauen (SkF) in Bamberg. Shane besucht die siebte Klasse einer Förderschule in Bamberg. Er gilt als verhaltensauffällig, manchmal bekommt er unkontrollierte Wutanfälle. Zweimal war er deswegen schon in der Kinderpsychiatrie.

Wenn er spricht, nuschelt er die Wörter leise und im gleichgültigen Ton. Meistens sagt er „weiß nicht“, wenn man ihn etwas fragt. Zum Beispiel, warum er so oft ausflüpft. Dann presst er seine Hände aufeinander, kratzt sich an der Armbeuge, am Hals, hebt seinen Blick kurz vom

Boden zum Fenster, presst wieder die Hände aufeinander. Die Betreuer in der HPT vermuten, dass Shane traumatisiert ist. Sie glauben nicht, dass er einen Hauptschulabschluss schafft. Shane selbst glaubt es nur ein bisschen. „Ich könnte es schon packen, wenn ich es schaffe mich zu benehmen“, sagt er und zuckt mit den Schultern.

Viele Eltern sind arbeitslos oder haben einen Vormund vom Sozialamt. Sie haben nie gelernt, selbst über sich zu bestimmen. Und das geben sie an ihre Kinder weiter.

„Die Kinder, die hier hinkommen, sind überhaupt nicht selbstbestimmt“, sagt Ute Staufer. Sie ist Sozialpädagogin im SkF und leitet die Heilpädagogische Tagesstätte. Nach der Schule kommen Förderschüler zu ihr, machen Hausaufgaben und spielen bis nachmittags. Die Arbeit sei schon frustrierend, weil die Eltern keine Verantwortung übernehmen wollten: „Viele Eltern sind arbeitslos oder ha-

ben einen Vormund vom Sozialamt. Sie haben nie gelernt, selbst über sich zu bestimmen. Und das geben sie weiter.“ Staufer glaubt, dass der soziale Aufstieg ein Märchen ist, zumindest für diejenigen, die ganz unten stehen.

Die Schüler hingegen sehen die Schuld bei den Lehrern. Der 13-jährige Andi aus Kasachstan, der auch an diesem Nachmittag in der HPT sitzt, sagt, dass er in der Grundschule gute Noten hatte. „Dann kam diese Lehrerin in der dritten Klasse, die hatte was gegen Ausländer, und auf einmal hatte ich nur noch schlechte Noten“, erzählt er. Und nicht nur er, „beim Justin war das auch so, er ist deutsch und hatte voll gute Noten, und dann hat die Lehrerin rausgefunden, dass er einen schwarzen Bruder hat, und der war dann sofort weg auf die Förderschule.“

Die meisten Kinder, die in der HPT betreut werden, haben ausländische Eltern, so wie Andi und Shane. Dass ein Zusammenhang zwischen Migrationshintergrund und schlechten Bildungschancen existiert, ist schon lange erwiesen. Ob Lehrer durch Rassismus ihren Teil dazu beitragen, ist schlecht nachzuweisen. Besonders nicht im Einzelfall.

Und doch sagen nicht nur diejenigen, die kaum eine Chance haben, weiterzukommen, dass Lehrer Schüler aufgrund ihrer Herkunft anders behandeln.

Domenique zum Beispiel ist dort, wo Shane und Andi vermutlich nicht hinkommen werden. Er geht in die 9dm der Albert-Schweitzer-Mittelschule in München. Die Bezeichnung „Hauptschule“ wurde in Bayern 2010 durch „Mittelschule“ ersetzt. Das „m“ hinter seiner Klassennummer steht für „M-Zug“ – Schüler dieser Klasse können auch die Zehnte absolvieren und mit mittlerer Reife abschließen. Dominique hat Ähnliches beobachtet wie Shane und Andi: „Ich habe manchmal das Gefühl, dass die Deutschen in unserer Klasse bevorzugt werden“, sagt er.

„Ich habe manchmal das Gefühl, dass die Deutschen in unserer Klasse bevorzugt werden“, sagt er.

Domenique sitzt gerade mit sieben Mitschülern in einer Bäckerei im „Life-Einkaufszentrum“ in Neuperlach vor einer Tasse Kakao. Die Atmosphäre ist etwas ungemütlich, nebenan wird gerade gebaut. Doch im Vorstadtviertel Neuperlach ist dies der einzige Ort, an dem man nach der Schule noch sitzen kann.

Momentan schreiben die Schüler Prüfungen für ihren „Quali“, also den qualifizierenden Hauptschul-

abschluss. Alle sind entspannt. „Wir haben gute Noten, obwohl wir bisher kaum gelernt haben“, sagt Cynthia.

Keiner von ihnen hat vor, nach der zehnten Klasse aufzuhören. Alle wollen weitermachen: erstmal auf die FOS, die Fachoberschule, dann Fachabi, und wenn es gut läuft, auch noch Abitur. Dass ihnen die Tür zum Studium durch den M-Zug wieder einen Spalt geöffnet wurde, wollen sie nutzen. „Mit dem Quali kannst du fast nichts machen“, sagt Theresia, mit 14 die Jüngste in der Runde, „selbst bei Aldi nehmen sie nur Leute mit mittlerer Reife“.

***Mit dem Quali
kannst du fast
nichts machen.
Selbst bei Aldi
nehmen sie nur
Leute mit
mittlerer Reife.***

Auf die Frage, ob sie stolz darauf seien, zur M-Zug-Klasse zu gehören, antworten sie verhalten. Theresia sagt klar „ja“. Dominique sagt klar „nein“. Ihm hängt noch nach, dass er die Orientierungsstufe nach der Grundschule nicht geschafft hat. „Ich hätte sofort auf die Realschule gehen können, wenn ich das damals

gepackt hätte“. Auch in der Schule sind sie keine Helden. Von anderen Schülern werden sie oft verspottet und von Lehrern getadelt. „Wenn wir mal Quatsch machen, heißt es direkt: ‚Ihr seid doch M-Schüler, ihr müsst vorbildlich sein‘, aber wenn wir was gut machen, hören wir nichts“, sagt Cynthia. Dass den Lehrern nur die schlechten Dinge auffallen, sind die Schüler gewohnt. So war das schon ihre ganze Schullaufbahn über.

Viele Lehrer geben ihnen zu verstehen, dass sie sich nicht zu große Hoffnungen machen sollen, das Abitur zu schaffen, erzählen die Schüler. Sie verdrehen dann die Augen und ignorieren das. Vor allem Cynthia lässt sich davon nicht abschrecken. Sie hat sich von allen

die höchste Ziele gesteckt: Jura studieren und Richterin werden. Dann wäre sie die Einzige in ihrer Familie mit einem akademischen Beruf.

M-Schüler stehen zwischen zwei Welten. Richtig zugehörig zu den anderen Mittelschülern fühlen sie sich nicht. „Das Klischee stimmt halt, dass die von der Hauptschule asi sind“, sagt Dominique. Das sagen auch Cynthia und Theresia, und immer nicken die anderen. Sie wissen, dass sie als Mittelschüler in akademischen Kreisen mit diesem Klischee zu kämpfen haben werden. „Viele denken, wir hätten es dann leichter gehabt, weil auf der FOS das Abi nicht so schwer ist“, sagt Cynthia. Dominique weiß eine andere Lösung: „Ich muss ja nicht sagen, dass ich von der Hauptschule komme“.

Keiner von ihnen ist gerne dort. Alle finden das deutsche Schulsystem ungerecht. Bei diesem Thema schreien die Neuntklässler laut durcheinander, gegen das Rattern des Presslufthammers – doch sie sagen das gleiche: Sie wollen eine Schule für alle mit einem Abschluss. Und danach kann man frei entscheiden, was man machen möchte.

30 % der Ausbildungsabbrüche sind von den Auszubildenden gewollt. Die häufigsten Gründe dafür sind: Konflikte mit den Ausbildern, ungünstige Arbeitsbedingungen, schlechte Vermittlung von Inhalten.

DIE RETTUNGS- RENTNER

Rund 12.000 Senioren haben sich in einer Datenbank registrieren lassen. Ihre Mission: Jugendliche davon abzuhalten, ihre Ausbildung abzubrechen. Über ein Projekt, das bislang noch ein Geheimtipp ist.

Von Esther Diestelmann und Philipp Kosak

Vierer, Fünfer, Sechser – so wird das nichts mit dem Traum vom Einzelhandelskaufmann bei einer großen Elektrohandelskette. Computerspiele, Konsolen und CDs sind die Leidenschaft des 16-jährigen Kimo. Doch der Berufsschüler aus der Nähe von Mühldorf in Oberbayern bekommt nur schlechte Noten. Kimo entwickelt Prüfungsangst, versteht in der Schule den neuen Stoff nicht, alles geht ihm zu schnell. Zu Hause macht ihm der Vater Druck. So geht es nicht weiter, denkt Kimo. Während sich viele seiner Klassenkameraden mit denselben Problemen plagen und schweigen, geht er in die Offensive und bittet seine Lehrerin um Hilfe. Die gibt ihm einen Flyer der Initiative zur Verhinderung von Ausbildungsabbrüchen (VerA).

Ein halbes Jahr später sind Kimos Sorgen verfliegen. Der Grund dafür ist Ludwig Ecker, 66 Jahre alt, pensionierter Direktor einer Berufsschule, Mitglied bei VerA. Mit ihm hat Kimo Dreisatz und Bilanzrechnung gepaukt, jeden Mittwoch mindestens eineinhalb Stunden,

vor der Zwischenprüfung waren es sogar vier. Kimos Noten haben sich dadurch rasch verbessert. „Einmal haben wir den alten Stoff wiederholt und danach eine Probe geschrieben, und da hatte ich eine Eins. Des war scho' was Tolles!“, erzählt Kimo. Er spricht Dialekt, dem Äußeren nach könnte man ihn sich aber auch in einem Kairoer Straßencafé vorstellen: Sein Vater kommt aus Ägypten, seine Mutter ist Deutsche.

Die Senioren von VerA wollen nicht nur Wissen weitergeben, sondern ihre Schützlinge auch aufs Leben vorbereiten. Kimo hat Zuwendung gebraucht, sagt Ludwig Ecker. „Ich musste ihn aufbauen, ihm Selbstver-

Die Senioren, die ehrenamtlich für VerA arbeiten, müssen bestimmte Qualitäten mitbringen: Toleranz, Empathie, Autorität und Erfahrung.

trauen geben und gleichzeitig Leitplanken aufstellen.“ Schon als Lehrer traute Ecker seinen schwächsten Schülern mehr zu als eine Fünf. Auch in Kimo steckt mehr – da war sich Ecker sicher. Wie aber sollte er das Vertrauen des Jungen gewinnen? „Ich baue immer gerne einen Rahmen auf, damit sich mein Schützling wohlfühlt.“ Um Nähe zu schaffen, habe er mit Kimo

über seine eigenen Urlaube in Ägypten gesprochen: Pyramiden von Gizeh, Hurghada, Nil-Kreuzfahrt.

Die Senioren, die ehrenamtlich für VerA arbeiten, müssen bestimmte Qualitäten mitbringen: Toleranz, Empathie, Autorität und Erfahrung. Nur so gelinge eine Zusammenarbeit mit den Auszubildenden, sagt Rudolf Herwig. „Die Senioren müssen in der Lage sein, ein gegenseitiges Vertrauen aufzubauen.“ Seit der Gründung von VerA vor sechs Jahren ist er Regionalkoordinator der

bundesweiten Initiative. Gesteuert wird VerA aus Bonn. In einer zentralen Datenbank sind 12.000 Senioren registriert, die helfen wollen. Fragt ein Auszubildender an, suchen die Organisatoren in der Datenbank einen passenden Mentor. Das ist gar nicht so einfach: Er muss im Umkreis von 20 Kilometern wohnen, im selben Berufsfeld gearbeitet haben, und es sollte auch menschlich passen. 7.000 Anfragen wurden bislang gestellt, 4.800 Teams konnten gebildet werden. Herwig ist überzeugt von dem Konzept: „Großeltern und Enkel haben oft ein gutes Verhältnis. Der Altersunterschied zwischen Auszubildendem und Senior hat denselben Effekt.“

Zu Hause konnte Kimo keiner weiterhelfen, besonders der Vater verstärkte die Prüfungsangst seines Sohnes. „Wenn ich unter Druck stehe, kann ich nicht klar denken. Schon im Quali hat mir der Lehrer zu viel Druck gemacht“, erzählt er. „Da wusste ich nicht mehr, wo ich anfangen soll.“ Ludwig Ecker habe ihm gezeigt, dass es Ordnung und klare Strukturen zum Lernen brauche. „Herr Ecker ist nicht so streng, sondern etwas lockerer und lässt mir Zeit zum Nachdenken.“ Ecker gibt der trockenen Theorie eine praktische Relevanz, Buchstaben und abstrakte Zahlen werden zu CDs und iPads. Darunter kann sich Kimo als angehender Einzelhandelskaufmann etwas vorstellen.

So wie Kimo geht es vielen Schülern an Berufsschulen. Neben Mathe fällt ihnen vor allem Deutsch schwer – ein Problem, das in Bayern oft schon an den Mittelschulen entsteht. Um Textaufgaben in Mathe zu lösen, müssen die Schüler sprachliche Feinheiten verstehen. An den Mittelschulen, den früheren Hauptschulen, ist das Sprachniveau aber oft sehr niedrig: Jeder dritte Schüler kommt nach Angaben des bayerischen Landesamts für Statistik aus einer Migrantenfamilie. Und in der Stadt ist der Anteil noch größer, weiß Angela Globig,



Geschäftsführerin eines Sanitärbetriebs in München: „Wenn ich auf Jobbörsen bin, frage ich mich manchmal, ob ich wirklich in München bin.“

In ihrem Unternehmen arbeiten zwei türkischstämmige Jugendliche sowie ein Junge, der als Flüchtling ohne seine Eltern aus Afghanistan nach Deutschland kam. Globig bildet seit mehr als 30 Jahren aus, seit einigen Jahren bewerben sich bei ihr jedoch nur noch Schüler mit Migrationshintergrund. Sie hätten häufig ein sprachliches Defizit. „Egal wer – alle müssen Deutsch sprechen können“, fordert Globig. Darum müsse die deutsche Sprache auch mehr gefördert werden, „ohne sie hat man keine Chance.“

Ich bin stolz auf das, was ich geschafft habe. Nur für meinen Vater hätte der Abschluss noch besser sein können.

Globig ist eine engagierte Unternehmerin, im Münchner Mittelstand gut vernetzt. Durch Zufall erfuhr sie von VerA. Als sie mitbekam, dass ihr Auszubildender Emre Sari die Abschlussprüfung nicht schaffen würde, handelte sie und empfahl dem damals 20-Jährigen das Programm. Für Emre ein Wendepunkt, der ohne VerA und aufmerksame Chefin wohl ausgeblieben wäre.

Im Februar schloss Emre seine Berufsausbildung in der Firma Globig ab. Noch ein halbes Jahr zuvor hätte er niemals geglaubt, dass das möglich wäre: Die Zwischenprüfung war miserabel gelaufen, Globig rechnete fest mit einer Wiederholung der Abschlussprüfung. Doch gemeinsam mit seinem Mentor Ernst Wamser gelang das Unmögliche: Emre verbesserte sich um 1,2 Notenpunkte. „Ich kenne Notensprünge von 0,5, aber einen solchen habe ich noch nie erlebt“, sagt Emres Chefin. Auch per-

sönlich habe sich Emre verändert, sei erwachsener und selbstsicherer geworden. Diesen Wandel belohnte sie mit einer Festanstellung.

Auch Ernst Wamser erinnert sich gerne an die Zusammenarbeit mit seinem Mentee. Er sei immer pünktlich und konzentriert bei der Sache gewesen. Nicht bei allen Auszubildenden, die Wamser bislang betreute, war das so: „Es gab auch Jugendliche, die nicht mehr gekommen sind und sich nicht interessiert haben.“ Emre sei in den sechs Jahren seiner ehrenamtlichen Arbeit für VerA eines seiner Highlights gewesen.

Emre hat das Programm bereits seiner Schwester empfohlen, die im September eine Ausbildung zur Kinderpflegerin beginnt. Über sich selbst sagt der heute 21-Jährige: „Ich bin stolz auf das, was ich geschafft habe. Nur für meinen Vater hätte der Abschluss noch besser sein können.“

Kimos Vater reagierte ähnlich. Beide Väter forderten viel und lobten wenig. Die beiden Mentoren, Ludwig Ecker und Ernst Wamser, helfen nicht nur, die Noten zu verbessern, sondern stärken auch das Selbstwertgefühl der Auszubildenden.

WENDEN UND GAS GEBEN

WIE ES NACH
EINEM UN-
GEPLANTEN
STOPP
WEITERGEHT



28 % aller Studierenden erzielen keinen Abschluss. Abbrecher werden finanziell weniger von ihren Eltern unterstützt.

FLO PLANT UM

Schon mit 16 weiß Flo Kowalski, was er werden will: Grafikdesigner. Um sich den Traum zu erfüllen, macht er sein Fachabitur nach und besucht eine private Hochschule. Dann bricht er ab – und ist bis heute heilfroh.*

Von Moritz Stadler

Flo Kowalski sitzt in der Uni und fragt sich, warum. Ein Kurs in Buchgestaltung; 25 Leute diskutieren zwei Stunden lang, ob der Rücken eines Buches rot oder blau sein soll. Es ist der Moment, in dem Flo mit seinem Studium bricht. Er beschließt, das Grafikdesignstudium aufzugeben.

Das ist jetzt elf Jahre her. Bis heute hat Flo seine Entscheidung nicht bereut, sagt er. Seinen wahren Namen möchte er trotzdem lieber nicht in diesem Text lesen. Er arbeitet mittlerweile als Grafiker ohne Abschluss – das müssen die Kunden ja nicht wissen. Als Flo im Buchgestaltungs-Kurs sitzt, ist er 23. Weil die Plätze an der staatlichen Designhochschule knapp sind, studiert er an einer privaten Hochschule. Knapp 500 Euro kostet das im Monat. Seine Eltern können ihn nicht unterstützen, er muss das Geld alleine aufbringen. Anfangs scheint das kein Problem zu sein. Durch sein erstes Praktikum bekommt er einen Job in einer Agentur. Parallel zum Studium kann er dort praktische Erfahrung sammeln. Job und Studium passen scheinbar perfekt zusammen. Flo ist gut, er bekommt schnell mehr als ein Praktikantengehalt. Das

Geld reicht, um das Studium zu finanzieren, die Agentur kündigt sogar an, die Studiengebühren mitzutragen.

Doch dann ändert sich die Auftragslage. Die Agentur hat immer weniger Arbeit für Flo. Das Geld wird knapp, er nimmt einen zweiten Job an. Bei Carhartt verkauft er Skaterklamotten und Sneakers. Jede Hoffnung, die Agentur könnte die Studiengebühren übernehmen, hat sich da bereits zerschlagen. In dieser Zeit schläft Flo nur drei Stunden pro Nacht. „Tagsüber war ich entweder im Laden oder in der Agentur oder an der Hochschule“, erzählt er. „Nachts hab ich dann meine Unisachen gemacht.“

Dann kommt der Buchgestaltungs-Kurs.

„Design ist eine schöne Sache, aber es ist keine Hirnforschung“, sagt Flo. „Du rettetest keine Leben damit.“ Seine

Außer ein paar Arbeitsprozessen lernt Flo in der Zeit an der Uni nichts, was er in seiner Arbeit in der Agentur brauchen könnte.

Kommilitonen aber diskutieren über die Frage, welche Farbe ein Buchrücken haben soll, als ginge es um die Weltformel und nicht nur um Geschmack. Jeder versucht, seinen Vordrucker mit gut klingendem, aber letztlich inhaltsleerem Gelaber zu übertreffen. Für Flo ist das der Schlüsselmoment, er fragt sich: „Was mach ich hier eigentlich?“

Ziellose Diskussionen nerven Flo, er ist eher praktisch veranlagt. Nach der Mittleren Reife macht er zunächst eine Ausbildung zum Werkzeugmechaniker. Damals, mit 16, lernt er, viel zu arbeiten, wäscht sogar am Samstag noch den Wagen vom Chef, weil der das so will. In der Ausbil-

dung stellt er fest, dass ihm das technische Zeichnen großen Spaß macht. Es reift der Gedanke, Grafikdesigner zu werden. „Ich dachte: Du bist dann so ein cooler Designer und machst cooles Zeug.“ Der 16-jährige Flo sieht sich als Freiberufler in einer schicken Wohnung am Mac sitzen.

Der Plan mag nicht bis ins letzte Detail durchdacht gewesen sein, doch Flo trifft seine Entscheidungen konsequent. Nach der Ausbildung absolviert er sein Fachabitur. Statt – wie es als Werkzeugmechaniker logisch wäre – Maschinenbau zu studieren, schreibt er sich an der Designhochschule ein. Die Studiengebühren vor der Brust, die Wohnung und den Mac im Blick. Fest entschlossen, sein Ding durchzuziehen.

Doch außer ein paar kreativen Arbeitsprozessen lernt Flo an der Uni nichts, was er in seiner Arbeit in der Agentur brauchen könnte. Ihn stört, dass Theorie und Praxis so weit auseinanderklaffen. Dazu die Arbeitsbelastung. Flo arbeitet gerne, auch gerne viel. Noch heute beginnen die meisten seiner Tage um neun und enden erst gegen 23 Uhr. Aber die Arbeit in der Uni zermürbt ihn, sie erfüllt ihn nicht.

Flo trifft eine Entscheidung: Er plant um.

Flo ist nicht der Typ, der Dinge nicht zu Ende bringt – im Gegenteil. Aber er ist konsequent genug, aufzuhören, wenn er den Sinn nicht mehr sieht. In seinem Studium ist ihm der Sinn verloren gegangen. Also bricht er ab. Im vierten Semester, auf halbem Weg zum Abschluss. Gut so, findet sein Umfeld. Eltern und Freunde sahen schon vorher, dass es so nicht weitergehen konnte. Auch die Kommilitonen an der Uni können die Entscheidung nachvollziehen. Um sie tut es Flo leid. „Wir hatten eine sehr gute Dynamik“, sagt er. Vom ersten Gedanken, aufzuhören, bis zum

Einreichen der Kündigung vergeht nur eine Woche. Flo ist erleichtert. Die 500 Euro im Monat, das abgehobene, theoretische Geschwätz – alles fällt von ihm ab und macht ihn frei. Sicherheit gibt ihm dabei der Job bei Carhartt.

Ohne diese Absicherung hätt' ich mir das mit dem Abbruch noch mal überlegt.

Von Anfang an war klar, dass er dort auch festangestellt arbeiten könnte. „Ohne diese Absicherung hätt' ich mir das mit dem Abbruch noch mal überlegt“, sagt Flo.

Im Modeladen sind die Leute ganz anders. Viele jobben dort nebenher nach

dem Abi oder während der Uni, andere haben ähnliche Lebensläufe wie Flo: irgendetwas angefangen und dann wieder sein gelassen. Alle sind locker. Das ist genau der Ausgleich, den er braucht. „Das war Erholung“, sagt Flo. Er beginnt, festangestellt als Verkäufer zu arbeiten. Eine Zwischenlösung, das wusste er immer. Doch die lockere Atmosphäre, die Kollegen und die Tatsache, dass er die neuesten Klamotten billiger bekommt, das alles verleitet dazu, sich in der Zwischenlösung einzurichten. „Das ist die Einzelhandels-Falle“, sagt er.

Flo bleibt fast sieben Jahre. „Das erste Jahr war es echt ok“, sagt er. Das Dazulernen, sich als Verkäufer verbessern, das macht ihm Spaß. Aber: Nach einem Jahr kann er das alles. Der Job wird langweilig. Flo plant wieder um.

Er macht sich selbstständig und gründet eine Kampfsportschule – neben dem Job bei Carhartt. Fast alle, die er vorab gefragt hat, hätten ihm geraten, erst ein Sportstudium abzuschließen, erzählt Flo. In der Schule müsse schließlich etwas hängen, dass seine Kompetenz ausweise, sagten sie. Doch vom Studieren hat Flo genug. Er gründet die Schule ohne Studium. Bei Flo klappt das auch so.

Von der Schule alleine könne er mittlerweile leben, aber, sagt er, „die Kurse sind erst abends, und tagsüber hab ich ja Zeit.“ Deswegen überlegt er auch nicht lange, als eine Kursteilnehmerin ihm einen Job in einer Coachingagentur anbietet – als Grafiker.

Er plant ein drittes Mal um. So kommt es, dass Flo jetzt als Designer arbeitet. In dem Job, den er sich als 16-Jähriger erträumt hat, den er bis zu seinem Abbruch studiert und dann wieder aus den Augen verloren hat. Mit seiner Entscheidung von damals ist er im Reinen. Flo ist jetzt 34 und hat auch ohne perfekt durchgeplanten Lebensweg zu dem Ziel gefunden, das er sich gesteckt hatte. Wie sollte er die Entscheidung bereuen?

Doch der Abbruch bleibt ein Makel.

Abschlüsse sind auch in kreativen Berufen nicht unwichtig. „In der Agenturwelt tun immer alle superlässig und sind in Wahrheit total spießig“, hat Flo festgestellt. Sein neuer Chef weiß natürlich, dass er kein abgeschlossenes Studium hat, aber den Kunden erzählen sie das nicht unbedingt. Die Angst: Auch wenn jemand schon oft mit Flo gearbeitet hat und seine Kompetenz kennt, könnte der fehlende Abschluss zum Problem werden.

Ein Hochschulabschluss ist eine Uniform. Das Zertifikat sagt, was jemand kann oder welchen Beruf er hat. Flo hat Angst, dass in Deutschland die Uniform im Zweifel mehr zählt als die Person.

* Name von der Redaktion geändert

4% aller Studienab-
brecher haben ihr Studium
aufgrund einer Krankheit
abgebrochen.

SELBSTMORD ODER KLINIK

Studium gescheitert, Ausbildung abgebrochen, neun Wochen Psychiatrie: Mia Herzog, 24, litt unter Depressionen und hat keinen perfekten Lebenslauf mehr. Aber sie lebt.

Von Elfi Heinke

Mia* platzt der Kopf. Ihr Inneres zerreißt. Sie hält es nicht mehr aus, will nur noch weg. Aber wohin? Sie stürmt aus der Wohnung, läuft im herbstlichen Wien durch die Straßen hin zu einem Kanal, kauert sich auf eine Bank. Sie zittert, bricht in Tränen aus. Sie weint nicht nur, sie heult. In ihrer Verzweiflung ruft sie ihre Eltern an. „Papa, ich komme jetzt heim, und dann geh ich in die Psychiatrie“, schluchzt sie. Mia ist 20 Jahre alt und hat gerade ihr zweites Semester an der Uni begonnen. Die Welt steht ihr offen. Eigentlich.

Ein Jahr zuvor hat Mia die Schule mit einem Abiturschnitt von 1,3 beendet. Schon damals fühlte sie sich häufig schlecht, wurde fast magersüchtig. Weil sie keine Ahnung hatte, was sie studieren oder arbeiten sollte, ging sie nach dem Abi erst mal für ein zweimonatiges Praktikum in den Senegal. „Mein Plan war, dass ich danach weiß, was ich studieren möchte. So von wegen Entscheidungs- und Selbstfindung“, erzählt sie. Doch daraus

wurde nichts. Eher durch Zufall stieß sie dann auf den Bachelorstudiengang Internationale Entwicklungen an der Uni in Wien.

Als sie im Februar 2011 mit dem Studium begann, ging es ihr eigentlich gut: „Alles war wunderbar und total spannend.“ Trotzdem war Mia auch da schon unruhig und rastlos. In ihren ersten Semesterferien arbeitete sie auf einer Alm in der Schweiz. Dort merkte sie, dass es ihr immer schlechter ging. Zurück in Wien brach sie zusammen. Nirgends wollte sie mehr sein. Draußen auf einer Wiese in der Sonne zu sitzen, war für sie nicht angenehm, sondern purer Horror. Überall fühlte sie sich zur gleichen Zeit allein und bedroht. Entspannung: Fehl-anzeige. Sie war nur noch traurig, ihr Geist wie gelähmt.

Niemand konnte ihr helfen. Nicht ihre Eltern, die nicht ahnten, wie schlecht es ihr ging. Nicht ihre Mitbewohnerin, die sich Sorgen um sie machte. Nicht die Psychologin der Studierendenberatung, die mit ihr komplett überfordert war, „weil das nichts mehr mit irgendwelchen Studentensorgen zu tun hatte.“ Und auch nicht die externe Psychologin, die Mia unter Druck setzte, doch Babysitten zu gehen, um das Honorar zahlen zu können.

„Ich saß in meinem WG-Zimmer am Schreibtisch und habe aus dem Fenster geglottzt. Alles war eine Qual. Mein ganzes Inneres war komplett zerstört. Nicht nur mein Herz war kaputt wie bei starkem Liebeskummer. Es fühlte sich an, als würde alles in mir drin auseinanderbrechen“, erinnert sie sich. Die tiefe Trauer übertrug sich auch auf ihren Körper. Der sehnte sich nach Zucker und ließ Mia „ganz ekelhafte Fressattacken“ durchleben. Dann wollte er sich nicht mehr bewegen. „Ein Mal pro Woche duschen war schon gut“, sagt Mia. „Ich war am Limit. An Zukunft oder Träume war nicht mehr zu denken. Entweder Selbstmord oder Klinik.“

Aus den Erfahrungen mit ihrer Familie – ihr Vater, ihr Onkel, ihre Tante und ihre Großeltern väterlicherseits waren alle wegen Depressionen in der Psychiatrie gewesen, zum Teil mehrfach – wusste sie, dass sie sich stationär behandeln lassen kann. „Dieses Wissen hat mir das Leben gerettet“, glaubt sie.

Nach ihrem Zusammenbruch am Kanal geht Mia tatsächlich in eine Klinik und bleibt neun Wochen. „Dort hatte ich eine schöne Zeit mit Kunst- und Musiktherapie“, sagt sie. Schon nach zwei Wochen geht es ihr deutlich besser. Außerdem lernt sie Paul* kennen, der auch wegen Depressionen in Behandlung ist. Am Ende der Therapie verlieben sich die beiden ineinander.

Zu diesem Zeitpunkt laufen Mias Mietvertrag und ihre BAföG-Zahlung noch weiter. Ihr Studium fortzusetzen, ist für sie aber keine Option: „Ich war so auf der Flucht. Ich habe gar nicht mehr kapiert, dass das kein Abbruch hätte sein müssen.“ Eine Fortsetzung wäre aber schwierig gewesen, weil sie die Studieneingangsprüfungen erst ein Jahr später im Wintersemester hätte schreiben können. „Dann wäre ich im vierten Semester gewesen und hätte erst die Basismodule gehabt“, sagt Mia. Ein Studium in Regelzeit? Unmöglich. Sie bricht ab.

Mia ist nach diesem Abbruch davon überzeugt, dass die Uni nichts für sie ist. Sie will „etwas Handfestes zum Geldverdienen.“ In einer Kleintierarztpraxis bekommt sie einen Ausbildungsplatz zur Tierarzhelferin. Ihr Freund Paul findet einen Job in der Nähe, sie ziehen

Alles war eine Qual. Mein ganzes Inneres war komplett zerstört. Es fühlte sich an, als würde alles in mir auseinanderbrechen.

zusammen. „Dieser Neuanfang wäre ohne die Beziehung nicht möglich gewesen. Ich war eben verliebt. Das war eine unglaubliche Stütze“, erzählt Mia.

Zu dieser Zeit beginnt sie auch, wieder zu reiten. Bis sie 18 Jahre alt war, hatte sie das fast täglich getan und im Voltigieren sogar Turniere bestritten. Als ihre Depressionen aufgekommen waren, hatte sie abrupt damit aufgehört. „Immer nur Turniere, Noten und Aufstieg in die nächste Klasse, das war mir zu viel. Aber: Die Phase, in der es mir schlecht ging, war auch die Phase ohne Pferd.“

Im ersten halben Jahr der Ausbildung ist Mia unglücklich und „stark unterfordert“. Das Arbeitsklima ist „beschissen“. Sie will nicht schon wieder abbrechen, aber ihr geht es nicht gut. Paul gibt ihr Mut. Mia kündigt. Ihre Mutter ist enttäuscht. „Das war sehr schmerzhaft für mich.

Zum Glück stand mein Dad zu meiner Entscheidung.“

Nach einem Ferienjob im Sommer 2013 wagt sie doch einen neuen Versuch mit der Uni und beginnt in Passau ein Studium der Historischen Kulturwissenschaften. Diesmal fühlt sie sich schon im ersten Semester unwohl. Nicht, weil sie das Studium nervt, sondern die Menschen. Mia ist fast

vier Jahre älter als die meisten ihrer Kommilitonen. „Mit den ganzen feierwütigen Studenten konnte ich nichts anfangen.“ Sie hat ihren festen Freund, die gemeinsame Wohnung in der Nähe von Passau und inzwischen auch ein eigenes Pferd, Minuit. Die Stute hat sie ein Stück weit „geheilt“. Sie ist ihr Lebensmittelpunkt. „Der Stall ist der

Ort, wo ich immer hingehen kann. Ich bin mindestens jeden zweiten Tag dort“.

Heute ist Mia 24 Jahre alt und studiert im vierten Semester. Sie ist angekommen. Von Paul hat sie sich getrennt. Sie lebt jetzt in Passau. Mittlerweile kann sie sich auch wieder auf eine Wiese setzen und die Sonne genießen. Vor allem, wenn Minuit neben ihr steht, ihre Schnauze ins Gras steckt, Klee, Puste- und Butterblumen frisst. Wenn Mia der Warmblutstute am Bauch dick eine Bodylotion für betagte Frauen aufträgt und Minuit dann ihre Oberlippe kräuselt und „das Kamelgesicht“ macht. Wenn sie aus totaler Entspannung ihr rechtes hinteres Bein entlastet und es wie eine Ballerina auf die Spitze ihres Hufs stellt. Kurz gesagt: Wenn es der Stute gut geht, geht es auch Mia gut.

Eigentlich ist alles gut. Trotzdem zweifelt sie noch manchmal an sich, kommt sich minderwertig vor. Sie meint, dass sie das Idealbild der Gesellschaft nicht erfüllen kann. „Mein Lebenslauf hat ja eigentlich nur Lücken.“ Einmal pro Woche geht sie zu einer psychologischen Gruppentherapie. Wenn Mia die alten Muster erkennt, kann sie die inzwischen auch ignorieren. „Aber weggezaubert sind die nicht. Die bleiben für den Rest meines Lebens.“

* Name von der Redaktion geändert

Dieser Neuanfang wäre ohne die Beziehung nicht möglich gewesen. Ich war eben verliebt. Das war eine unglaubliche Stütze.

Rund **630.000**
Studierende beziehen
BAföG. Hochschul-
er, die es erhalten,
brechen ihr Studium
häufiger ab, als solche,
die finanziell von ihren
Eltern unterstützt werden.

DIE SACHE MIT DER BÜROKRATIE

Das Bundesausbildungsförderungsgesetz (BAföG) soll Gerechtigkeit schaffen. Jeder soll das studieren können, was er will, unabhängig von seinem sozialen Hintergrund. BAföG ist eine gute Sache – doch die Vorschriften sind starr. Und so gibt es immer wieder Studierende, die weniger Geld bekommen, als sie müssten, oder sogar unverschuldet ihre Ansprüche verlieren.

Von Mirijam Trunk

Patrick Schwarz* studierte im 3. Semester Wirtschaftsrecht an der Hochschule Hof, da bekam sein Stiefvater die Diagnose: Krebs. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich rasant, die Familie war im Ausnahmezustand. „Da kamen dann noch einige andere Sachen dazu“, sagt Patrick. Er redet nicht gern über diese Zeit. Schließlich starb der Stiefvater.

Patrick war immer öfter zu Hause bei seiner Familie etwa eine halbe Stunde entfernt von Hof. Er versuchte, sich um seine Mutter zu kümmern, die seit dem Tod ihres Mannes an schweren Depressionen litt. „Das war letztendlich auch eine psychische Belastung für mich“, sagt Patrick im Rückblick. Prüfungen an der Hochschule schrieb er nur sporadisch mit. Am Ende des 4. Semesters

hätte er beim Studentenwerk 90 Credit Points vorweisen müssen, auf seinem Notenauszug standen aber nur 78. Für Patrick bedeutete das: kein BAföG mehr. Eine Weile versuchte Patrick, sich mit einem Nebenjob über Wasser zu halten. Doch irgendwann ging das Geld aus, Patrick musste das Studium abbrechen.

Es ist ein bürokratischer Kraftakt, den Ansturm auf die Studentenwerke zu bewältigen – oft fallen dabei Einzelfälle durchs Raster.

– maximal sind es 670 Euro. Sie bemisst sich nach dem Vermögen der Eltern und den eigenen Rücklagen. Es ist ein bürokratischer Kraftakt, den Ansturm auf die Studentenwerke zu bewältigen – oft fallen dabei Einzelfälle durchs Raster. Studierende etwa, deren Eltern berufliche Rückschläge erlitten haben, bekommen oft weniger BAföG, als sie bräuchten – denn was zählt, ist das Einkommen der Eltern zwei Jahre zuvor, nicht das aktuelle. Wie im Fall von Patrick: Sein Stiefvater finanzierte den Großteil der Studienkosten, das wurde zur Berechnung des BAföG-Satzes miteinbezogen. Dass mit dessen Tod auch die finanzielle Unterstützung wegfiel, machte keinen Unterschied.

Ebenfalls unbedeutend ist die persönliche Situation des Hochschülers – abgesehen von eigenen Kindern und dem Familienstand. Ein Student in München erhält beispielsweise denselben BAföG-Satz wie ein Student in einer Kleinstadt in Ostdeutschland. Lebenshal-

tungskosten und Mietpreise machen auf dem Papier keinen Unterschied – in der Realität aber schon.

Für Studierende, die unverschuldet in eine schwierige Situation gekommen sind, wurden Härtefallregelungen geschaffen. Ein Student etwa, der krank wird, bekommt weiterhin BAföG, unabhängig vom Leistungsnachweis. Auch ein Pflegefall in der engsten Familie gilt als Härtefall. Doch die Vorschriften sind streng – manchmal zu streng, wie der Fall von Patrick zeigt: So muss das betroffene, pflegebedürftige Familienmitglied einen Behindertenausweis vorweisen können und nahe mit dem Studenten verwandt sein. Patricks Stiefvater hatte durch seine Krebserkrankung zwar Anspruch auf einen Behindertenausweis – war im Verwandtschaftsgrad jedoch nicht nahe genug, um als Härtefall zu gelten. Die schwere Erkrankung und die daraus folgende Belastung für die Familie galten nicht als Entschuldigung dafür, dass Patrick seine Leistungen an der Hochschule nicht erbrachte. Dazu kommt, dass psychische Belastungen im Bildungsbereich noch nicht der Relevanz von physischen Einschränkungen gleichgestellt sind.

Ein paar Monate nach seinem Studienabbruch begann Patrick eine Ausbildung zum Industriekaufmann in Hof. In Form eines Dualen Studiums kann er im Anschluss an die Ausbildung ein BWL-Studium beginnen, finanziert von seinem Ausbildungsunternehmen. „Das ist quasi ein Stipendium“, erklärt er. Das Päckchen seiner BAföG-Schulden aus seinem ersten Studium wird er noch einige Jahre tragen müssen: Zwar übernimmt der Staat die Hälfte des BAföGs, die andere Hälfte – insgesamt 4.500 Euro – wird er aber zurückzahlen müssen, obwohl er das Studium nicht abgeschlossen hat.

* Name von der Redaktion geändert

Ein Drittel aller Studierenden brechen ihr Studium ab. **20 %** davon geben Leistungsprobleme als Grund an, **19 %** finanzielle Schwierigkeiten, und **18 %** sagen, sie hätten sich nicht genug motivieren können.

„WIR HABEN EINE SCHLECHTE FEHLER-KULTUR“

Simone Kaminski (35) ist promovierte Diplom-Psychologin. An der Ludwig-Maximilians-Universität München arbeitet sie am „Center for Leadership and People Management“. Außerdem leitet sie das Peer-to-Peer-Mentoring-Programm der Universität. Es soll jungen Studierenden den Einstieg in das Studienleben erleichtern und so verhindern, dass junge Leute ihr Studium ohne Abschluss beenden. Ein Gespräch mit einer, die weiß, was es bedeutet, abzubrechen.

INTERVIEW: Bastian Hosan

Frau Kaminski, warum brechen Leute einen Studiengang oder eine Ausbildung ab?

Im Studium gibt es drei Ursachen. Erstens: Leistungsprobleme. Die Studenten sind mit der Situation überfordert, die Stoffmenge ist zu groß, oder sie haben sich das Studium anders vorgestellt. Viele rechnen nicht mit den hohen Anforderungen. Zweitens: finanzielle Probleme. Drittens: Viele haben ein Motivationsproblem. Sie hatten sich unter ihren Studiengängen etwas anderes vorgestellt, nun fällt es ihnen schwer, sich mit ihren Fächern zu identifi-

zieren – so bringen sie dann keine Motivation mehr auf, weiterzustudieren.

Und wie viele Hochschüler brechen ab?

Ein Drittel aller Bachelor-Studierenden beendet das Studium vorzeitig. Etwa 20 Prozent von ihnen geben Leistungsprobleme als Grund für ihren Abbruch an, 19 Prozent brechen wegen finanzieller Schwierigkeiten ab, und 18 Prozent der Abbrecher konnten sich nicht motivieren. Die Zahlen sind aus dem Jahr 2010.

Das sind hohe Zahlen. Wie geht es nach einem Abbruch weiter?

Viele fangen danach ein neues Studium an, einige beginnen eine Berufsausbildung. Wieder andere steigen sofort in den Beruf ein. Sicher ist aber: Nach einem Abbruch geht es weiter. Bei den meisten dauert es bis zu einem Jahr, dann haben sie sich umorientiert. Diese Phase der Neufindung ist wichtig.

Und wie fühlen sich Abbrecher, nachdem sie das Studium geschmissen haben?

Ich denke, dass sich viele als Versager fühlen. Die meisten brechen ihr Studium nicht zu Beginn ab, sondern in höheren Semestern – sie tragen den Gedanken, abzubrechen, also möglicherweise schon lange mit sich.

Warum fühlt sich jemand dann als Versager?

Abbruch ist einfach mit einem Stigma versehen. Wir haben in Deutschland eine ganz schlechte Fehlerkultur.

Das müssen Sie genauer erklären.

Wir werden so sozialisiert, dass man keine Fehler machen darf und auch nicht über sie spricht. Wir schämen uns, wenn wir Fehler gemacht haben, sie werden als etwas Schlechtes angesehen. Es sollte anders sein: Fehler darf man machen, Fehler passieren, Fehler sind ganz normal. Aus ihnen kann man lernen.

Dann ist ein Abbruch gar nichts Schlechtes?

Nein. Lieber ein Ende mit einem gefühlten Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Ein Abbruch ist nichts Schlechtes. Man kann sich danach immer neu orientieren. Wir setzen uns zu sehr unter Druck. Wenn jemand merkt, dass er Leistungsprobleme hat oder sich nicht mit seinem Fach identifizieren kann, muss er etwas anderes machen. Es ist ja nichts verloren, jeder nimmt in den ersten Semestern an der Uni trotzdem etwas mit.

Das heißt, wir müssen lernen, dass ein Abbruch keine charakterliche Schwäche ist, sondern auch eine Stärke sein kann, wenn ich damit einen Fehler korrigiere.

Ganz genau. Jemand muss erst mal einsehen, dass er die falsche Studienwahl getroffen hat. Wenn er sich danach erfolgreich umorientiert, ist das gut.

Und wie lassen wir uns unter Druck setzen?

Die „Generation Y“, die gerade in Ausbildung ist oder studiert, hat einen sehr hohen Leistungsanspruch an sich selbst. Wer sich für ein Studium entscheidet, will gut abschneiden. Das ist zuerst nicht schlecht. Aber die Noten sind doch sehr ins Zentrum gerückt.

Sie sagen also, dass die Vier früher die Eins des kleinen Mannes war, und dass das heute nicht mehr so ist, oder?

Ja, aber das ist von Fach zu Fach unterschiedlich. Bei den Juristen gibt es selten eine Eins vor dem Komma, da ist ein „vollbefriedigend“ schon eine gute Note. In meinem Fach, in der Psychologie, ist die Eins aber wichtig – eine Zwei ist schon eine gefühlt schlechte Note. Es kommt jedoch auf den Maßstab an. Wenn die 0,7 die beste Note ist und zum Standard wird, sind die 2,0 oder die 2,3 die neue Vier.

Und ändert sich der gesellschaftliche Blick auf den Abbruch?

Ja, schon. Aber wir müssten Arbeitgeber noch mehr darauf vorbereiten, dass sich Abbrecher bei ihnen be-

werben. Die haben ja mit jeder Bewerbung einen Lebenslauf auf dem Tisch liegen. Wir müssten lernen, dass ein Abbruch keinen Makel bedeutet. Auch ein Abbrecher hat viele Erfahrungen gesammelt. Es kann ja sein, dass jemand zwei Semester BWL studiert hat und dann gemerkt hat, dass die Kulturwissenschaft sein wirkliches Wirkungsfeld ist. Wenn jemand die Zeit nach einem Abbruch sinnvoll nutzt, vielleicht für ein Praktikum – dann hat er es richtig gemacht. Dann sind Lücken auch kein Grund, nicht zum Bewerbungsgespräch eingeladen zu werden.

Es gibt auch das Gegenteil: Jemand studiert, erreicht einen guten Abschluss, hat vielleicht sogar einen Dokortitel in der Tasche – beruflich gelingt ihm aber nichts. Wie kommt das?

Wahrscheinlich hat dann einfach der Übergang in das Arbeitsleben nicht geklappt. Wer von der Universität kommt, ist nicht, das dürfen wir nicht vergessen, gleich zu 100 Prozent berufsfähig. Im Job werden Kompetenzen verlangt, die vielleicht gar nicht an der Universität vermittelt werden.

Können sie ein Beispiel geben?

Wer studiert, ist für sich, für seine eigenen Leistungen, verantwortlich. Im Beruf ist er dann vielleicht für einen Bereich, vielleicht auch für ein Team oder für Kunden verantwortlich. Genauso, wie ich Einstiegsschwierigkeiten in ein Studium haben kann, kann ich sie im Beruf haben. Das hat oft nichts damit zu tun, wie lange oder was jemand studiert hat. Man kann wichtige Kompetenzen auch außerhalb der Universität oder außerhalb einer Ausbildung oder eines Studiums erwerben. Trotzdem wird es jemand mit abgeschlossener Ausbildung einfacher haben, in einen Beruf einzusteigen – die Wahrscheinlichkeit, dass er zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen wird, ist einfach größer.

Hat sich denn die Mentalität der Leute verändert? Erkennen wir einen Vorgesetzten heute weniger als Autorität an?

Wir sind kritischer, wir verlangen mehr von unseren Vorgesetzten, wir wollen nicht mehr bloße Befehlsempfänger sein – wir wollen mitreden, mitwirken.

Das heißt, wir lehnen uns heute gegen althergebrachte Rollenbilder auf.

Ja, ich denke, eine streng hierarchische Führung ist heute nicht mehr angemessen. Führung ist heute eher ein Miteinander. Wir sprechen von „shared leadership“. Hierarchien haben sich auch in Deutschland weiterentwickelt. War unsere Gesellschaft nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges noch sehr strikt hierarchisch und auch paternalistisch, entwickeln wir sie jetzt weiter und passen sie den Bedürfnissen an. Es ändert sich auch das Verhältnis zur Arbeit. Die Generation nach dem Krieg, die „Babyboomer“, lebten, um zu arbeiten. Die junge Generation arbeitet eher, um zu leben.

STOPP!

KLEINE PAUSE

Kurioses:

Hitliste der Abbrecher

ABBRECHERTYPEN AUS LITERATUR UND FILM

Der Hänger

Niko: Oh Boy – Jan Ole Gerster / 2012 (Film)

An einem einzigen Tag kann das ganze Leben aus den Fugen geraten. So auch bei Niko aus Berlin. Morgens verliert er seinen Führerschein, seine Freundin macht mit ihm Schluss, und er bekommt einfach keinen Kaffee. Dann wird auch noch seine EC-Karte eingezogen. Der Grund: Sein Vater hat Nikos Konto aufgelöst, weil er herausfand, dass Niko schon zwei Jahre zuvor sein Jurastudium abgebrochen hat. Niko zieht bis in die Nacht durch die Stadt und bleibt wach bis zum nächsten Morgen. Dann bekommt er endlich seinen Kaffee.

Rebellen-Faktor: 1 Mitleids-Faktor: 4 Aufsteh-Faktor: 0

Die Rebellen

Fred und George Weasley: Harry Potter und der Orden des Phönix – J. K. Rowling / 2003 (Buch)

Im fünften Harry-Potter-Band übernimmt Dolores Umbridge vom Zaubereiministerium die Schulleitung an der

Zauberschule. Sie zensiert den Lehrplan und verbietet den Schülern, über schwarze Magie zu sprechen – und das zu Zeiten, in denen die Zauberwelt von dem bösen Lord Voldemort bedroht ist. Die Zwillingbrüder Fred und George rebellieren und entscheiden sich dafür, die Schule abzubauen, anstatt sich unterdrücken zu lassen.

Rebellen-Faktor: 5 Mitleids-Faktor: 0 Aufsteh-Faktor: 4

Der Sensible

Hans Giebenrath: Unterm Rad – Hermann Hesse/1906 (Buch)

Musterschüler Hans Giebenrath hat stets auf seinen Vater gehört. Lernen statt spielen, Fleiß statt Kreativität. Damit schafft er es zwar als einziger aus seinem Dorf an die Klosterschule, nur hält er dem Druck nicht stand und erfährt eine Sinnkrise. Als er die Schule abbricht und in seinem Dorf eine Lehre beginnt, fühlt er sich nicht zugehörig. Das Scheitern am Studium, an der Lehre und in der Liebe treiben ihn zur Verzweiflung. Oft spricht Hans vom Suizid. Eines Tages besäuft er sich, fällt in einen Fluss und ertrinkt.

Rebellen-Faktor: 3 Mitleids-Faktor: 5 Aufsteh-Faktor: 2

Die Kämpferin

Claireece Jones: Precious – Lee Daniels / 2010 (Film)

Claireece Jones wird zwar von ihrer Mutter „Precious“, also „wertvoll“, genannt, jedoch nicht so behandelt. Regelmäßig wird sie von ihr misshandelt, verbal und physisch. Der Freund der Mutter missbraucht sie. Mit sechzehn ist sie zum zweiten Mal von ihm schwanger. Deshalb wird sie von der Schule verwiesen und in ein alternatives Lernprogramm

gesteckt. Ihre neue Lehrerin macht ihr wieder Mut. Sie begreift, dass sie ihr Leben verändern kann. Den Kontakt zu ihrer Mutter bricht sie ab, die Schule macht sie zu Ende.

Rebellen-Faktor: 3 Mitleids-Faktor: 5 Aufsteh-Faktor: 5

Der Streuner

Holden Caulfield: Der Fänger im Roggen – J. D. Salinger/1951 (Buch)

Holden Caulfield wird wegen schlechter Noten vom Internat geschmissen. Statt jedoch nach Hause zu gehen, verliert er sich in den Nächten New Yorks. Dort trifft er zwielichtige Gestalten und gerät in unbehagliche Situationen. Nach drei Nächten ist er so panisch, dass er kaum noch die Straße überqueren kann. Er beschließt, nie wieder nach Hause zu gehen. Als er sich von seiner kleinen Schwester verabschieden möchte, ändert er seine Pläne, weil sie ihn braucht.

Rebellen-Faktor: 3 Mitleids-Faktor: 2 Aufsteh-Faktor: 2

Der Hochstapler

Frank Abagnale Jr.: Catch me if you can – Steven Spielberg / 2002 (Film)

Als Frank Abagnale Jr. nach der Trennung seiner Eltern auf eine neue Schule kommt, beginnt er seine Hochstaplerkarriere: Er gibt sich als Lehrer aus und unterrichtet seine Mitschüler. Danach verschwindet er nach New York, wo er das Scheckfälschen perfektioniert. Mit ergaunertem Geld macht er sich ein buntes Leben, mal als Arzt, mal als Pilot, mal als Anwalt – bis die Polizei ihn schnappt.

Rebellen-Faktor: 4 Mitleids-Faktor: 1 Aufsteh-Faktor: 5



*Rund **450** Karriere-berater der Bundeswehr informieren deutschlandweit junge Menschen über militärische und zivile Laufbahnen bei der Bundeswehr.*

„WIR GEBEN DEN LEUTEN EINE ZWEITE CHANCE“

Kapitänleutnant Felix Knoblich leitet die Düsseldorfer Karriereberatungsstelle der Bundeswehr, eine von 110 in Deutschland.

INTERVIEW: Anna Reuß

Herr Knoblich, ein Reformvorhaben aus dem Jahr 2011 sieht vor, dass sich die Bundeswehr verstärkt um Schulabbrecher bemühen will. Ist das so geschehen?

Wir haben gewisse Einstellungsvoraussetzungen, welche die Bewerber erfüllen müssen. In der untersten Laufbahn, der Laufbahn der Mannschaften, ist der Einstieg ohne Schulabschluss möglich. Das ist die Theorie. In der Praxis sieht es leider so aus, dass es Bewerber ohne Schulabschluss doch eher schwer haben.

Gibt es keine Projekte, um das zu ändern?

Doch, die Marine hat zum Beispiel 30 junge Menschen ohne Abschluss eingestellt, die haben sich für vier Jahre verpflichtet. Sie sollen während dieser Zeit ihren Hauptschulabschluss nachholen. Ein Soldat muss fleißig sein und das an einer Abendschule, nach seiner Dienstzeit, schaffen. Dann unterstützt das die Bundeswehr. Es gibt den Berufs-

förderungsdienst, in dem die Soldaten unterstützt werden und die Rahmenbedingungen geschaffen werden.

Welche Rahmenbedingungen?

Die Bundeswehr vermittelt Kontakte zu Schulen und unterstützt finanziell. Auch Sprachkurse oder etwa Excelkurse werden gefördert. Eine Freistellung während der Dienstzeit ist nicht möglich.

Aber nur mit Schulabbrechern lässt sich sicher keine Truppe aufbauen?

Klar. Wir suchen Leute mit gewissem Bildungshintergrund, die Aufgaben des einzelnen Soldaten sind ja teilweise sehr komplex geworden. Gerade das Bedienen von technischen Geräten oder die Instandsetzung von Maschinen an Bord eines Schiffes bedingen technisches Verständnis und Allgemeinbildung.

Warum gilt die Bundeswehr dennoch unter Schulabbrechern als attraktiver Arbeitgeber?

Sagen wir es so: Wir geben den Leuten eine zweite Chance. Unsere Gesellschaft ist nun mal sehr leistungsorientiert – wir alle achten sehr auf Zeugnisse und Schulnoten. Es gibt eben auch junge Menschen, die es vielleicht aus familiären Gründen nicht geschafft haben, einen Abschluss zu machen, weil sie den persönlichen Rahmen nicht hatten. Wenn wir merken, jemand ist zuverlässig, hat gewisse Grundwerte und ist sozial engagiert, dann geben wir ihm eine Möglichkeit.

Andersherum, was hält Leute mit Abitur davon ab, in einem niedrigen Dienstgrad anzufangen? Haben sie Angst, an eine Kriegsfront versetzt zu werden?

Auslandseinsätze sind fordernd, und das schreckt vielleicht auch den einen oder anderen ab. Es sind aber auch andere Faktoren. Wir erwarten zum Beispiel häufig Dienst- und Ortswechsel oder den Dienst an der Waffe. Dazu sind viele nicht bereit.

30.000 Auszubildende brechen jährlich ihre Ausbildung aufgrund von Allergien ab. Etwa **74 %** aller Krankschreibungen von Unter-20-Jährigen erfolgen aufgrund von Atemwegserkrankungen.

AUSBILDUNG ODER GESUNDHEIT

Mehlstaub, Autolack, Shampoos – in vielen Handwerksberufen kommen die Beschäftigten mit Stoffen in Berührung, die Allergien auslösen können. Über eine ehemalige Auszubildende, die ihren Traumberuf aufgeben musste, weil ihr Körper nicht mitmachte

Von Caspar von Au

Michelle Ohnesorg* schwitzt. Ihre Hände brennen und jucken trotz der Gummihandschuhe, wenn sie einem Kunden die Haare wäscht. Die junge Frau ist verzweifelt. Waren die vergangenen zwei Jahre umsonst? Muss sie ihre Ausbildung so kurz vor der Abschlussprüfung wirklich aufgeben?

Im Friseurhandwerk wurden im Jahr 2013 mehr als 5.400 der neu geschlossenen Ausbildungsverträge vorzeitig aufgelöst, heißt es im Bildungsbericht des Bundesinstitutes für Berufsbildung (BIBB). Das ist fast jede zweite der bundesweit begonnenen Friseurausbildungen. Viele der Vertragslösungen sind vermutlich auf Allergien oder Hautekzeme der Friseurlehrlinge zurückzuführen.

Berufe, in denen die Beschäftigten häufig Kontakt zu Nahrungsmitteln, Chemikalien oder Tierhaaren

haben, gelten laut der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin (BAuA) für Allergiker als besonders risikobehaftet. Neben den Friseuren zählt die BAuA auch Kosmetiker, Maler, Lackierer und Bäcker zu den Risiko-

„Am Ende hatte ich komplett offene Finger“, berichtet Michelle Ohnesorg. Die Pflegeprodukte griffen ihre Hände an.

Berufen. Tatsächlich, die Abbrecherquote in diesen Berufen liegt bei rund 40 Prozent. Der Deutsche Allergie- und Asthmabund (DAAB) schätzte 2007 die Zahl der Azubis, die wegen einer Allergie ihre Ausbildung abbrachen, auf rund 30.000.

Michelle Ohnesorg macht von 2002 bis 2004 eine Ausbildung zur Friseurin in einem

Salon in Heilbronn. Nach einem Praktikum beginnt sie ihre Ausbildung in dem Salon. Sie mag den direkten Kundenkontakt und fühlt sich wohl im Betrieb. Wenn sie eine Frage hat oder in der Berufsschule etwas nicht versteht, kann sie bei ihrer Ausbilderin nachfragen. „Meine Chefin damals war zum Knutschen“, erzählt sie. Die Friseurmeisterin nimmt sich sogar nach Ladenschluss noch Zeit, um mit Ohnesorg an den Puppenköpfen das Waschen, Schneiden und Föhnen zu üben.

Drei Monate vor ihrer Abschlussprüfung, im März 2004, bricht Michelle Ohnesorg die Ausbildung ab. Shampoos, Spülungen, Haarfärbemittel. Die Pflegeprodukte, mit denen sie täglich hantiert, greifen ihre Hände an. „Am Ende hatte ich komplett offene Finger“, berichtet sie. Sie vermutet: Schuld ist die Dauerwellenflüssigkeit. Sie cremt sich die Hände ein, trägt Handschuhe während der Arbeit: „Wir haben wirklich alles versucht.“ Ihr Hautarzt rät ihr schließlich, den Beruf zu wechseln. Ohnesorg



stimmt zu und löst in Rücksprache mit ihrer Chefin den Vertrag auf. „Freiwillig hätte ich nicht abgebrochen“, sagt sie.

In vielen Fällen quälen sich Auszubildende noch täglich in die Arbeit, weil sie Angst davor haben, die Ausbildung abzubrechen. Dabei können Auszubildende nach dem Berufsbildungsgesetz fristlos kündigen, wenn ihr Beruf sie krank macht. „Meistens sehen es beide Parteien ein“, sagt Arik Werle vom Referat für Ausbildungsrecht an der Handwerkskammer Köln. Auch der Betrieb kann den Ausbildungsvertrag kündigen, wenn feststeht, dass der Auszubildende durch eine Allergie dauerhaft arbeitsunfähig ist.

Eine Prävention ist trotzdem nur schwer möglich. Man kann in den Risiko-Berufen nicht schon vor Lehrbeginn testen, ob ein Auszubildender auf bestimmte Stoffe reagiert. Oft entwickelt sich die Allergie auch erst durch Überreizung während der Ausbildung – wie bei Michelle Ohnesorg.

Nachdem sie ihre Ausbildung zur Friseurin abgebrochen hat, beginnt Ohnesorg eine Ausbildung zur Bäckereifachverkäuferin – ohne Allergieprobleme. Sie bleibt in dem Betrieb, bis sie von Baden-Württemberg nach Bayern zieht. Heute arbeitet sie als Kettenprüferin bei einem Hersteller von Präzisionsketten und Antriebstechnik. Sie bedauert noch immer, dass sie nicht mehr als Friseurin tätig sein kann.

* Name von der Redaktion geändert

„ALLE DENKEN, DU BIST EIN VOLLVERSAGER“

Er bekleidet eines der höchsten Ämter im deutschen Rechtswesen: Professor Dr. Thomas Fischer, 62, ist Vorsitzender Richter am Bundesgerichtshof in Karlsruhe. Sein jährlich erscheinender Kommentar zum Strafgesetzbuch weist deutschen Juristen den Weg durchs Strafrecht. Als er 27 Jahre alt war, hätte das wohl niemand für möglich gehalten: Da war Thomas Fischer Schulabbrecher, gescheiterter Germanistikstudent, Paketzusteller. Ein Gespräch über Umwege.

INTERVIEW: Margarethe Gallersdörfer

Herr Fischer, Sie haben 1971 die Schule abgebrochen. Warum?

Ich war ein völliger Schulversager. In der sechsten Klasse bin ich zum ersten Mal sitzengeblieben, in der zehnten Klasse dann noch mal. Ein einziges Desaster. Ich habe überhaupt nichts gearbeitet, das war eine Komplettverweigerung. Anfang der zwölften Klasse hab ich dann abgebrochen. Ich dachte, Schule bringt mir sowieso nichts. Ich wollte Rockstar werden.

Daraus ist offensichtlich nichts geworden.

Nein, das war doch nicht so einfach, wie ich mir das vorgestellt hatte. Ich habe zwei Jahre lang ein ziemlich hartes Leben geführt. Ich lebte in einer Musikerkommune bei

Worms, in Frankfurt und in Gießen und hielt mich mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Nach diesem ersten Einblick in die Wirklichkeit des Lebens bin ich an die Schule zurückgegangen - und plötzlich gab es da überhaupt keine Probleme mehr. Ich habe die zwölfte Klasse wiederholt und hatte in fast allen Fächern Einsen. Ich hatte plötzlich Lust, Leistung zu bringen und auch Leistung bestätigt zu bekommen.

Als Sie dann 1975 Abitur gemacht haben, waren Sie schon 22 Jahre alt. Hat es Sie nicht belastet, älter zu sein als Ihre Mitschüler?

Ich war gar nicht älter. Am Burggymnasium in Friedberg, wo ich das Abitur machte, gab es eine Klasse, die fast ausschließlich aus Schülern bestand, die ungewöhnliche Schullaufbahnen hinter sich hatten, mit zwischenzeitlicher Berufstätigkeit oder Familienphase. Da waren die Ältesten fast 30, glaube ich. Das hat es leicht gemacht.

Den Druck des Alters habe ich erst gespürt, als ich mit 27 angefangen habe, Jura zu studieren. Da saß ich dann unter 19-jährigen Erstsemestern und dachte: um Gottes Willen. Alle denken, du bist ein Vollversager, ein ewiger Student.

Was haben Sie in den fünf Jahren zwischen Abitur und Jurastudium gemacht?

Ich war zunächst vier oder fünf Monate bei der Bundeswehr, bis ich als Kriegsdienstverweigerer anerkannt wurde. Dann habe ich noch ein Jahr Zivildienst als Rettungssanitäter gemacht und Ende 1976 angefangen, in Frankfurt Germanistik zu studieren. Das habe ich aber nur sehr halbherzig betrieben und nach einigen Semestern abgebrochen. Ich habe die ganze Zeit über in verschiedenen Jobs gearbeitet, ab Ende 1977 bis Ende 1980 dann als Paketzusteller bei der Bundespost.

Heute sind Sie nicht nur Vorsitzender Richter am Bundesgerichtshof, sondern auch Hochschulprofessor.

Haben Sie schon mal einem Ihrer Studenten zum Abbruch geraten?

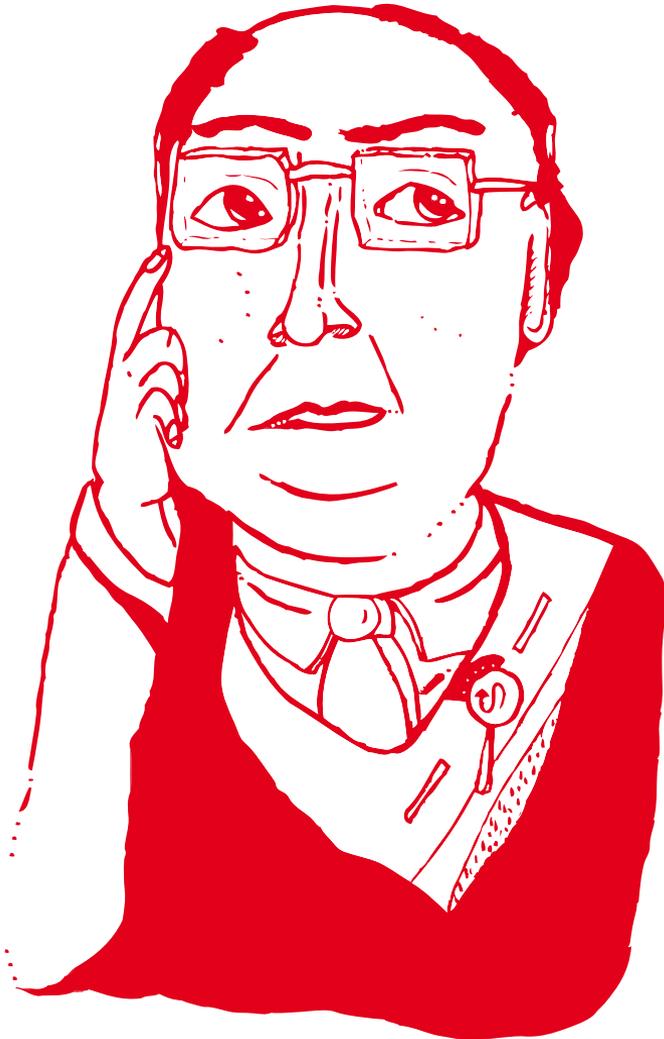
Ich habe niemandem explizit geraten: Hören Sie auf zu studieren, Sie sind nicht geeignet. Das ist nicht meine Aufgabe, und ich fände es auch unpassend. Aber gerade im Fach Jura ist ja der Anteil derjenigen relativ hoch, die mit dem Studium nicht glücklich sind - und mit denen das Studium auch nicht glücklich ist. Deswegen habe ich Studenten immer empfohlen, sich kritisch zu prüfen. Wenn es denn sein muss, ist es besser, möglichst früh abzubrechen, statt Lebenszeit zu vergeuden und die Dinge vor sich herzuschieben.

Das klingt, als seien Jura-Studenten bei der Studienfachwahl unvorsichtig ...

Das liegt weniger an bestimmten Studenten als daran, dass Rechtswissenschaft ein Fach ist, in dem die Vorbildung meist ungewöhnlich gering ist. Viele Studenten beginnen das Studium, ohne zu wissen, worum es da geht. Sie haben unrealistische Bilder vor Augen, möchten berühmt oder reich werden, für Gerechtigkeit sorgen - die Ambitionen sind häufig sehr hoch. Die Ergebnisse sind dann oft ernüchternd, weil sich die Dinge anders darstellen, als man gedacht hat. Das ist nicht anders, als wenn man Germanistik studiert, um Schriftsteller zu werden. Diesen Fehler habe ich ja selbst mal begangen. Das bricht man dann am besten möglichst schnell ab.

Wann war bei Ihrem Germanistikstudium für Sie der Moment gekommen, es einfach bleiben zu lassen?

Nach fünf Semestern. Aber es war nicht so, dass ich mich fünf Semester tapfer bemüht hätte. Schon im zweiten Semester habe ich beschlossen, da nicht mehr hinzugehen. Dann habe ich mich weitere drei Semester nur rumgequält und mit Nebenjobs über die Zeit gerettet, bevor ich abgebrochen habe.



Hatten Sie das Gefühl, gescheitert zu sein?

Das Aufhören war eine selbstbewusste Entscheidung, aber vorher war das Gefühl des Scheiterns ziemlich stark. Ich kann mich erinnern, wie ich im Wintersemester '76 in Frankfurt begann und dachte: Die sind alle intelligenter als ich. Die Dozenten schienen mir vollkommen ferne Menschen zu sein, denen ich nicht gewachsen war. Ich fühlte mich fremd und eingeschüchtert. Ich sehnte mich danach, von irgendjemandem an die Hand genommen oder bestärkt zu werden. Aber das passierte nicht. Den Rückzug habe ich als Niederlage empfunden. Das hat mir überhaupt nicht gefallen an mir selbst.

Standen Sie unter Druck, etwas aus sich zu machen?

Anfänglich ja. Meine Familie hat mich wohl eher als Versager angesehen. Aber deren Kriterien dafür, was Versagen und was Nichtversagen ist, waren mir ziemlich gleichgültig. Mein Vater ist früh gestorben, und danach habe ich mich aus meiner Familie gelöst und bin meinen eigenen Weg gegangen. Ich selbst hatte eigentlich immer den Eindruck, dass ich auf gar keinen Fall ein Versager bin.

Ihr erstes Staatsexamen in Jura haben Sie nach der Mindeststudienzeit abgelegt. Sie hatten es wohl eilig, weil Sie bei Beginn des Studiums schon 27 waren?

Das war einer der Gründe. Aber ich habe auch frühzeitig gemerkt, dass es das Richtige war. Ich wurde, weil ich gute Noten hatte, schon früh im Studium bestätigt. Andererseits war ich damals schon verheiratet, und meine Frau hat halbtags als Lehrerin gearbeitet. Das Geld war knapp, und ich wollte die Zeit, die ich auf ihre Kosten studierte, möglichst kurz halten.

Heute werden junge Leute dazu angehalten, ihrem Leben möglichst schnell eine Richtung zu geben und um jeden Preis auf Kurs zu bleiben. Ein Lebenslauf wie der Ihre ist wohl kaum noch möglich.

Doch, natürlich. Solche Lebensläufe gibt es ständig. Sie finden nur nicht die Aufmerksamkeit und Anerkennung, die sie verdienen. Ich kenne viele junge Menschen, die auf der Suche sind und die sich mit großem Mut – auch mehr Mut, als ich gebraucht habe – durch Schwierigkeiten arbeiten, scheitern, weitermachen und zu ganz neuen Perspektiven finden. Das ist heute sowohl möglich als auch Wirklichkeit. Die herrschende Ideologie einer angeblich stromlinienförmig auf Karriere und Erfolg ausgerichteten Jugend stimmt ja so gar nicht.

Muss die Gesellschaft also Raum bieten für ein paar Umwege?

Unbedingt. Ich glaube, sie tut das auch heute noch. Es gibt heute Unmengen von Initiativen, von professioneller Beratung, von Förderungen, die Abbrecher auffangen können. Insofern sind die Bedingungen in gewisser Weise besser geworden. Andererseits wird von verschiedenen Seiten versucht, diesen Raum enger zu machen.

Inwiefern?

Es herrscht eine Ideologie vor, die Scheitern und Erfolg sehr stark aus der ökonomischen Perspektive sieht. Aber das Ziel des Lebens kann ja nicht der Porsche sein. Und wenn man eine ganze Generation von intelligenten jungen Menschen auf den Lebenssinn reduzieren will, mehr als 120.000 Euro im Jahr zu verdienen, dann ist das weder „modern“ noch zukunftsorientiert, sondern im Grunde eine Niederlage jeglicher Erziehung – eigentlich eine Schande für die ganze Gesellschaft. Aber glücklicherweise gibt es immer eine erhebliche Zahl von jungen Menschen, die sich davon nicht abschrecken lassen. Sie suchen und gehen einen eigenen Weg, auch wenn sie die „Geradheit“ ihrer Lebenslinien gelegentlich nicht oder nur selbst erkennen können.

Was sagen Sie jemandem, der sich Sorgen macht wegen seiner „Lücken im Lebenslauf“?

Im Lauf des Lebens gibt es keine „Lücke“, allenfalls in „Lebensläufen“, mit denen man aus bestimmten Gründen ein bestimmtes Bild von sich darstellen soll oder will. Insofern wird angenommen, „Lücken im Lebenslauf“ seien unbedingt zu vermeiden. Aber sie lassen sich eben manchmal nicht verhindern und können gerade dadurch den „Lauf des Lebens“, also die Person, erst vollständig und reif machen. Man muss dazu stehen. Kein Personalchef, der halbwegs bei Trost ist, wird aus dem bloßen Faktum einer Lücke etwas Negatives ableiten. Eine Lücke kann ja vieles sein: ein Jahr Auslandsaufenthalt, eine Weltreise, ein missglückter erster Ausbildungsversuch, eine Familienzeit. Die Frage ist, ob man erstens bereit und zweitens fähig ist, das in sein eigenes Lebenskonzept zu integrieren. Wenn das der Fall ist, dann hat eine „Lücke“ keine negativen Auswirkungen auf den Berufseinstieg. Und sobald der Einstieg halbwegs gelungen ist, spielen diese Dinge sowieso kaum noch eine Rolle.

Welche Vorteile haben Ihre Abbrüche Ihnen persönlich gebracht?

Im Nachhinein – Erfahrungen. Aber es ist bei jeder etwas ungewöhnlichen Biographie so, dass man hinterher, wenn es gelingt, sagt: Der hatte schon immer einen harten Kern. Wenn es nicht gelingt, dann heißt es: Der hat schon immer versagt. In Wahrheit hängt vieles auch vom Zufall ab, und es besteht selbstverständlich auch das Risiko, dass es schief geht. Wären drei oder vier Entscheidungen von anderen Menschen anders ausgefallen, hätte mein Lebenslauf auch ungünstig verlaufen können.

Wer hat Ihnen geholfen?

Zum Beispiel die Leitung des Gymnasiums, das mir ermöglicht hat, in einem zweiten Anlauf das Abitur zu machen. Mein Strafrechtsprofessor und späterer Doktorvater Ulrich Weber. Vorgesetzte und Kollegen. Ich hatte das

Glück, auf Leute zu treffen, die freundlich waren und mich gefördert haben, wo sie Stärken erkannten.

Welche Nachteile hatten Sie durch die Abbrüche?

Sorgen, existenzielle Sorgen. Es ist nicht schön, als ungelerner Hilfsarbeiter für 28 Mark am Tag zu arbeiten, ohne zu wissen, wie lange man den Job noch hat. Geld an sich ist zwar nicht so wichtig. Aber das wird es, wenn man sich am Rand des Existenzminimums bewegt und ab dem 20. des Monats nicht mehr weiß, woher man den Käse fürs Brot kriegen soll.

Von 1988 bis 1996 waren Sie Strafrichter. Hat es Sie beschäftigt, wenn Sie junge Menschen, die gerade in Ausbildung standen, zu Gefängnisstrafen verurteilen mussten?

Ja, natürlich. Die meisten „Kunden“ des Strafrechts sind ja junge Männer zwischen 18 und 35. Bei vielen von ihnen, die in ungünstigen Strukturen aufgewachsen sind, ist vieles unfertig und nicht einmal ansatzweise von selbstbestimmten und reifen Entscheidungen geprägt. Einzelne Tage, einzelne Momente des Lebens können da über eine ganze Biographie entscheiden. Da kommt man als Richter häufig in Situationen, in denen man denkt: Das wars jetzt wahrscheinlich für den. Aber man ist nun mal kein Sozialarbeiter. Wenn ein 23-Jähriger einen anderen für 300 Euro tottritt, kann man nicht sagen: Jetzt machst du erst mal deine Schreinerlehre zu Ende und dann reden wir noch mal miteinander. Da verlangt die Gesellschaft und da verlangt auch das Recht, dass eine Strafe verhängt wird, die seine weiteren Chancen wahrscheinlich jedenfalls nicht erhöhen wird. Das ist so.

Glauben Sie, Sie sind ein besserer Jurist durch die Erfahrungen, die Sie vorm Studium gesammelt haben?

Dazu müsste ich wissen, was ein guter Jurist ist. So wie ich es verstehe, braucht man ein gewisses kreatives Verständ-

nis der sozialen Gegebenheiten und des Umfelds, in dem Rechtsfragen entstehen. Also kann man sagen: Lebenserfahrung ist eine unabdingbare Voraussetzung dafür, ein guter Jurist zu sein. Aber alles ist relativ. Andere, die vier Jahre im Ausland studiert haben und Masters of Law sind, haben vermutlich mehr als ich dafür getan, gute Juristen zu werden.

Das klingt, als hätten Sie das auch gerne getan. Bereuen Sie es heute, dass Sie lange gebraucht haben, um den richtigen Weg zu finden?

Wenn Sie fragen, ob ich etwas schneller erwachsen hätte werden sollen: ja. Wenn Sie fragen, ob ich denke: Hätte ich doch, statt Paketzusteller zu sein, damals schon das Strafrecht studiert? Nein. Ich war eine Zeit lang ganz gerne Paketzusteller, wollte es aber nicht für den Rest meines Lebens sein. Und heute finde ich es gut zu wissen, wie das ist. Ich empfinde keine Reue, was meinen Lebensweg betrifft.

ÜBER DIE AUTOREN

Esther Diestelmann, geboren 1984 in München, hat einen geraden Weg durchs Studium gemacht. Erst einen Bachelor of Arts in Social Science und History an der Universität Siegen. Dann einen Magister in Politischer Wissenschaft, Mittelalterlicher Geschichte und Französischer Phonologie an der LMU in München. Der Weg zum Abitur war holprig und gelang nur über die Realschule.

Christoph Farkas, geboren 1989 in Bernburg, hat Medienkultur in Weimar und Ljubljana studiert. Das Wohnheim, in dem er im ersten Semester lebte, hätte ihn fast in den Abbruch getrieben: ranzig und am Ende der Stadt, der letzte Bus fuhr abends um neun. Heute sitzt er um diese Zeit mit Spezi an der Isar.

Margarethe Gallersdörfer, geboren 1990 in Erlangen, hat Literaturwissenschaft und Politikwissenschaft in Berlin studiert. Abbrechen wollte sie nach einem halben Jahr ihren Freiwilligendienst in Georgien – aus Einsamkeit. Die Lösung brachte dann ein Ortswechsel von der Provinz in die Hauptstadt Tiflis. Seitdem hat sie sich geschworen: nie wieder Kleinstadt.

Yannic Hannebohn, geboren 1990 in Duisburg, hat in Weimar und Lyon Europäische Medienkultur studiert. Er hat seinen Türkischkurs abgebrochen und bereut es. Irgendwann will er es noch mal versuchen.

Alice Hasters wurde 1989 in Köln geboren. Sie hat ihr Sportstudium nicht abgebrochen und fragt sich manchmal, ob das richtig war. Immerhin hat sie ihr Studium zur seltenen Kunst des Schattentheaters geführt, womit sie durch Europa reisen und eine Castingshow gewinnen konnte. Ohne abgeschlossenen Bachelor hätte sie auch nicht den Master an der Deutschen Journalistenschule machen können. Also: Doch alles richtig gemacht.

Elfi Heinke, geboren 1993 in Zschopau, hat in Passau Medien und Kommunikation studiert. Abgebrochen hat sie noch nichts. Vielleicht in ein paar Jahren das Medizinstudium, was noch auf ihrem Plan steht. Ärztin will sie nämlich nicht werden. Nur alles über unseren Körper wissen, um dann darüber zu schreiben.

Bastian Hosan, geboren 1989 in Andernach, hat Geschichte und Geographie in München studiert. Auch wenn er sein Abitur erst über den Umweg Realschule gemacht hat, abgebrochen hat er bisher nichts. Er war aber mehrmals kurz davor – besonders das Geographie-Studium hat ihm einiges abverlangt. Lediglich sein Saxophon liegt heute ungenutzt im Regal.

Johannes Kirchmeier, geboren 1990 in Malersdorf, hat Sportjournalismus in Ansbach studiert, bevor er zur Deutschen Journalistenschule kam. Die macht er fertig, da ist er sich sicher. Abbrechen kann er danach immer noch irgendetwas in seinem Leben. Er ist ja noch jung.

Philipp Kosak, geboren 1991 in Dachau, hat Politikwissenschaft und Kommunikationswissenschaft in München studiert. Seit September 2014 ist er Schüler in der Masterklasse der Deutschen Journalistenschule. Er arbeitete bislang für die Augsburgische Allgemeine, den Bayerischen Rundfunk und das ZDF.

Ines Lutz, geboren 1983 in München, hat Jura, Schauspiel und Journalismus studiert. Sie hat große Zweifel, ob es richtig war, immer alles durchzuziehen. Das Leben ist zu kurz, um Zeit mit den falschen Dingen zu vergeuden.

Anna Reuß, geboren 1993 in Haßfurt, hat sozusagen eine Klasse abgebrochen und die nächste zugelassen. Sie hat Kommunikationswissenschaft, Politik und Philosophie studiert und bereut manchmal, nicht abgebrochen zu haben. Dem Jurastudium, das sie nie begonnen hat, trauert sie ein bisschen hinterher.

Moritz Stadler, geboren 1989 in München, hat Politikwissenschaften und VWL studiert. Für die Ausbildung an der Deutschen Journalistenschule brach er seinen Politik-Master ab. Erst durch dieses Buchprojekt hat er gelernt, dass er damit statistisch nicht als Abbrecher zählt. Darüber ist er selbstverständlich sehr froh.

Mirjam Trunk, geboren 1991 in Bamberg, hat ihr Gesangsstudium nach einem Jahr abgebrochen und dem Künstlerleben abgeschworen. In einem Praktikum beim Lokalradio entdeckte sie die Leidenschaft zum Journalismus. Sie hat in München Psychologie und Kommunikationswissenschaft sowie in Washington, D.C., amerikanische Innenpolitik studiert. In ihrer Freizeit backt sie am liebsten Kuchen.

Caspar von Au, geboren 1990 in Herdecke, hat Medien und Kommunikation in Passau studiert, obwohl ihm sein Onkel und seine damalige Chefin stark davon abgeraten haben. Irgendwie hat er es dann trotzdem gerne zu Ende studiert. Bei der Recherche ist es ihm schwergefallen, einen Auszubildenden zu finden, der aus gesundheitlichen Gründen abbrechen musste.

Dorothea Wagner, geboren 1990 in Pegnitz, hat Staatswissenschaften in Passau studiert. Als Schülerin hat sie das Geige-Spielen abgebrochen. Ihre Familie hätte sich gewünscht, dass sie das schon viel früher gemacht hätte – vier Jahre lang drangen schiefe Töne in alle Räume ihres Elternhauses.

ÜBER DIE VODAFONE STIFTUNG DEUTSCHLAND

Die Vodafone Stiftung ist eine der großen unternehmensverbundenen Stiftungen in Deutschland und Mitglied einer weltweiten Stiftungsfamilie. Als eigenständige gemeinnützige Institution und gesellschaftspolitischer Thinktank fördert und initiiert sie Programme mit dem Ziel, Impulse für den gesellschaftlichen Fortschritt zu geben, die Entwicklung einer aktiven Bürgergesellschaft anzustoßen und gesellschaftspolitische Verantwortung zu übernehmen. Das Förderprofil steht unter dem Leitmotiv „Erkennen. Fördern. Bewegen“ und konzentriert sich auf den Bereich Bildung, Integration und soziale Mobilität. Nähere Informationen: www.vodafone-stiftung.de

Herausgeber

Vodafone Stiftung Deutschland gGmbH
Ferdinand-Braun-Platz 1
40549 Düsseldorf
Telefon +49 211 533-5579
www.vodafone-stiftung.de
Verantwortlich: Dr. Mark Speich

Gesamt-Projektleitung

Sebastian Gallander

Wissenschaftliche Redaktion

Dr. Johanna Börsch-Supan

Verlag

TEMPUS CORPORATE GmbH – Ein Unternehmen des ZEIT Verlags

Büro Berlin:

Askanischer Platz 3, 10963 Berlin

Büro Hamburg:

Pressehaus, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg
www.tempuscorporate.zeitverlag.de

Geschäftsführung

Ulrike Teschke, Jan Hawerkamp

Projektleitung TEMPUS CORPORATE

Andreas Lorek, Dr. Lydia Badel

Artdirektion

Judith Hehl

Textchefin

Fenja Mens

Korrektorat

Wiebke Hensle

Herstellung

Dirk Woschei

Druck

CPI books GmbH, Leck

© Vodafone Stiftung Deutschland (Hrsg.)
TEMPUS CORPORATE | EDITION SPEERSORT
September 2015
ISBN 978-3-945627-06-8 (PDF)
ISBN 978-3-945627-05-1 (Hardcover)

DOCH NICHT DIESES BUCH!

*Die Texte
über Abbruch und
Umwege in
Studium und
Ausbildung
müssen Sie von
vorne lesen.*



Vodafone
Stiftung
Deutschland

EDITION
SPEERSORT



ISBN 978-3-945627-06-8 (PDF)
ISBN 978-3-945627-05-1 (Hardcover)